



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Wilhelm von Humboldt

Haym, Rudolf

Berlin, 1856

Vierter Abschnitt. Italien. (1802-1808.)

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48042](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48042)

Vierter Abschnitt.

Stalien.

Zehn Jahre, die Jahre des frischesten Mannesalters, hatte Humboldt in ununterbrochener Muße gelebt. Mit dem ganzen Eifer, welcher diesem Alter eigen ist, und als ob alle Belohnungen des Ehrgeizes am Ziele ständen, hatte er das Eine Geschäft betrieben: sich selbst zu bilden. Er hatte es mit dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit betrieben, wie sie meist nur an eine auferlegte Berufspflicht gewandt werden. Den Genuß der Freiheit hatte er durch anhaltende Thätigkeit gewürzt, die Anstrengung der Arbeit hatte er unmittelbar als Genuß empfunden. Ein solches Leben zu wählen und es zu ertragen, hatte nur einer so idealistisch-innerlichen, einer so tiefen und reichen, einer zugleich so epikuräisch-egoistischen Natur möglich sein können. Lediglich von dem Zweck der Bildung geregelt, bewegte sich dasselbe lediglich um den Punkt des eigenen Ich. Jeder Andere, von gleich beschränkter Productivität, würde es schwer gefunden haben, dabei das innere Gleichgewicht zu behaupten. Neben ernster Selbstbeschäftigung lag die Gefahr hypochondrischer Grillenfängerei, neben dem vielseitigen Bildungsinteresse die Gefahr der Zerstreuung, ja neben dem Sinn für den Genuß die Gefahr der Verweichlichung oder der Ausschweifung. Humboldt war durch die harmonische Anlage seines Wesens, durch die Mäßigkeit und Klarheit seines Geistes vor den Extremen dieser Gefahren geschützt. Er war nicht so vor ihnen geschützt, daß er sie nicht hätte streifen sollen. Seine Geistigkeit, verbunden mit seiner Ruhe, adelte und dämpfte,

aber sie begünstigte zugleich und beschönigte seine Genusssucht. Seine Sinnlichkeit und Empfänglichkeit, sein Interesse an Sachen und Menschen rief ihn wohl von abstracten Speculationen und von grüblerischer Selbstquälerei zurück, war aber nicht im Stande, ihn von dem Uebergewicht der Reflexion, der Selbstbetrachtung, der isolirenden Vertiefung in die eigene Innerlichkeit frei zu machen. Alle Einheit endlich in seinem Wesen und alles Streben nach Harmonie der Bildung hatte nicht verhüten können, daß er nach Mehrerem griff als er festhalten konnte, daß er von Aufgaben zu neuen Aufgaben überging, daß er an Tendenzen reicher war als an Leistungen. Was ihm Noth that, war, daß er den Ueberfluß von Freiheit, deren er genoß, um ein Weniges beschnitt, und daß er seinen ideellen und egoistischen Lebenszwecken einen Zusatz von reellen und gemeinnützigen Zwecken gäbe. Die Zeit in Auleben und in Jena war die Flitterzeit seiner Muße gewesen: er hatte dort ganz in den Alten, hier ganz in der Ideenwelt Schiller's gelebt. Immer verwickelter aber war seitdem die große Aufgabe der Selbstbildung geworden. Je reichere Anregungen er während der unstillen Periode seiner Wanderjahre erhalten, desto schwerer war es ihm geworden, sich mit seiner Thätigkeit in den Mittelpunkt eines einzigen dominirenden Interesses zu stellen. Auch seine sprachlichen Untersuchungen waren nur erst der Anfang und Versuch einer solchen Thätigkeit. Die jugendliche Sicherheit, mit der er vor zehn Jahren in die bedenkliche Situation der Geschäftslosigkeit eingetreten war, war vorüber. Nicht in Paris, noch weniger jetzt in Berlin fühlte er sich in einer wünschenswürdigen Stimmung. Und nicht blos die ihn umgebenden Verhältnisse trugen die Schuld davon. Durch die Eintönigkeit der Freiheit fühlte er sich abgestumpft, wie Andere durch die gleichförmige Last der Arbeit. Er erkannte, daß auch die reine Muße ein zweideutiges Glück sei. Soviel Zeit man durch völlige Geschäftslosigkeit gewinne, soviel verliere man gerade dadurch, wenn gar kein Zwang eine bestimmte Zeitanwendung fordere. Er sah klar den Schaden, den er damit für seinen letzten Endzweck, für den Zweck seiner Bildung befahre. Er sagte sich, daß er so vielerlei wisse, so mancherlei besser kenne als viele Andere, und daß sich dennoch nichts fest zu einem Resultate zusammenschließe. Er war unzufrieden, mit Einem Worte, mit dem „thätigen Theil seiner Existenz.“ Der Wunsch

ward lebhaft in ihm, seiner Selbstbildung zu Liebe, einem Theil seiner Muße zu entsagen, um von dem übrig bleibenden desto größeren Gewinn zu ziehen. Er suchte auf, was er einst als eine Last geflohen hatte und was er im späteren Alter ebenso wieder von sich warf. Er war entschlossen, eine öffentliche und „gewöhnliche“ Thätigkeit auf sich zu nehmen, weil er das Bedürfniß einer bestimmten und äußerlich gegebenen fühlte.¹⁾

Von Geburt an war Humboldt ein vom Schicksal Begünstigter. Er hatte, was Wenigen vergönnt ist, in seiner Gewalt gehabt, sich von aller Berufsthätigkeit zurückzuziehen: er hatte es ebenso in seiner Gewalt, sich jetzt wieder Amt und Ehren des Staates übertragen zu lassen, dem er so lange den Rücken zugewandt hatte. Jenes machte ihm sein Reichthum, dies sein Name und seine persönlichen Verbindungen möglich. Die Familie Humboldt war seit alten Zeiten im Dienste der Brandenburgischen Fürsten; ihre Mitglieder waren im traditionellen Besitz militairischer und diplomatischer Stellen gewesen. Der Vater unseres Humboldt hatte zu den bevorzugten Günstlingen des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm's II. gehört; unser Humboldt selbst stand in nahen Beziehungen zu dem Hofe und zu den ersten Rathgebern Friedrich Wilhelm's III. Nicht zwar irgend welche Verdienste um die Monarchie, wohl aber seine persönlichen Eigenschaften verstärkten die Ansprüche, die er durch sein Geschlecht auf Anstellung und Beförderung hatte. Nur die Hand brauchte er auszustrecken, so hatte er, was er wünschte und bedurfte. Noch immer stand unter seinen Plänen die früher vereitelte Reise nach Italien obenan. Noch immer war es ihm um seine Selbstbildung zu thun. Noch immer wünschte er sich Muße, aber Muße neben Berufsthätigkeit. Er wünschte dem Staat zu dienen, um den Staatsdienst selbst zu einem Mittel seiner eignen Ausbildung zu machen. Es gab, um alle diese Wünsche zusammen zu befriedigen, nur Eine Stelle, und diese Eine Stelle ward ihm zu Theil. Eben jetzt hatte Uhden, der bisherige Vertreter Preußens am römischen Stuhl, um seine Abberufung nachgesucht. Durch den Kabinetstrath Beyme ward Humboldt dem Könige zum Nachfolger Uhden's vorgeschlagen. Die Stelle offenbar paßte für den Mann, wie der Mann für die Stelle. Der König genehmigte

1) Briefwechsel mit Schiller, S. 464. 481.

den Vorschlag. Humboldt ward zum Geheimen Legationsrath und Residenten in Rom ernannt, überdies durch die Verleihung des Kammerherrnschlüssels ausgezeichnet. Was sich Winkelmann mühsam hatte erringen müssen, was Göthe erst erlangte, nachdem die Sehnsucht zur Krankheit sich gesteigert hatte, das ward Humboldt als ein reines, volles und reifes Glück in den Schooß geworfen. Vorbereiteter als er, nach seinem eigenen Gefühl, vor sieben Jahren gewesen war, in der Blüthe der Jahre und der Kraft, überhäuft mit Titeln und Ehren, in der wünschenswürdigsten Stellung, zu einer nach allen Umständen und in jeder Hinsicht bequemen Zeit: so kam Humboldt nach Rom und Italien.

Im Herbst 1802 finden wir ihn mit seiner Familie auf der Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte. Er verließ das Vaterland nicht, ohne in der Seele das Bild der alten Freunde mitzunehmen. In Halle sah er abermals Wolf, um sich von ihm mit philologischen Notizen und Aufträgen für das Land und die Stadt der Alterthümer und der Bibliotheken, der Sprache und der Nachkommen des Cicero und Horaz beladen zu lassen. In Weimar sah er jetzt Göthe, um von ihm zu lernen, wie man Rom anschauen und römisches Wesen auf sich wirken lassen müsse, — jenes Rom, „wo das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht, unter freiem Himmel steht und wo man zu solchen Wunderwerken, unentgeltlich wie zu den Sternen des Firmamentes, anschauen darf.“ Er sah in Weimar zum letzten Male Schiller, sah ihn wie er ihn stets gesehen, sah ihn, um ihn reden zu hören, wie sich die größten welt-historischen Verhältnisse an die Dertlichkeit der ewigen Stadt anknüpften, und wie er selbst sich den Plan einer Geschichte Roms für höhere Jahre aufgespart habe, wenn vielleicht das Feuer der Dichtung ihn verlassen haben werde.¹⁾ Im October hatte er mit den Seinigen Oberitalien erreicht: am 25. November Abends fuhr er durch die Porta del Popolo in Rom ein. Er stieg, ein längst Erwarteter, in der zunächst für ihn bereiteten Wohnung, in der Villa di Malta ab, — einem wunderlichen Bau am Vorsprung des Pincischen Hügels, von wo aus einst die früheren Bewohner, die Ritter von Malta,

1) Briefw. mit Schiller. Vorwort, S. 59. Vgl. Schiller an Körner im Briefw. IV. 294.

auf die ewige Stadt, auf die Campagna und auf die Höhen von Albano geschaut hatten.

Erst im December verließ sein Vorgänger im Amte Rom. Er konnte sich von ihm in seine neue geschäftliche Thätigkeit einführen lassen. Durchaus war diese wie er sie gewünscht und erwartet hatte. In den Feindseligkeiten Frankreichs gegen den heiligen Stuhl war augenblicklich eine Pause eingetreten. Bald jedoch wurden dieselben, trotz des klugen Benehmens des Cardinals Consalvi und trotz der widerwilligen Sanction, welche Pius VII. dem neuen Kaiserthum ertheilte, erneuert, und Humboldt hatte nur kürzlich erst seinen Posten wieder verlassen, als sie, im Juli 1809, mit dem Exil des Papstes und der Vernichtung des Kirchenstaates ihr Ziel erreichten. Unter solchen Umständen war es für den Vertreter einer protestantischen und einer friedliebenden Macht nicht schwer, sich bei einem Hofe in Gunst zu setzen, der unter den Insulten der einen katholischen Macht seufzte und sich von der Hülfe der anderen verlassen sah. Auch Preußen zwar, unter seinen Haugwitz und Hardenberg, war keine Stütze, — nicht für Oesterreich und Deutschland, geschweige denn für Italien. Aber es war weit entfernt, zu verletzen, und es dachte nicht daran, zu fordern. Es erschien zuerst befreundet, weil es nicht feindlich, und demnächst, weil es von dem gemeinschaftlichen Feinde niedergeworfen war. Der neue Vertreter überdies besaß in reichem Maaße jene gewinnenden Formen, welche da vorzüglich geschätzt werden mußten, wo man gewohnt war, aus dem Schein von Würde und Anstand ein Studium zu machen. Er ließ die ränkevollen Cardinäle ahnen, daß er jener feinen Klugheit mächtig sei, die einst der kluge Florentiner fein entwickelt hatte und für die Italien die älteste Schule war. Er war in religiösen Dingen von der Gesinnung Leo's X., und es kostete ihm keine Mühe, eine Milde und Duldung an den Tag zu legen, welche an dem Protestanten auch der katholische Eifer Pius' VII. lobens- und dankenswerth finden konnte. Er war endlich von Rom und römischer Herrlichkeit so eingenommen, daß es den patriotischen Stolz der Römer schmeicheln mußte. Er trieb, was sie trieben, er liebte, was sie liebten. Er zeigte sich als einen Kenner römischer Alterthümer, als einen Bewunderer römischer Kunstschätze. Er vereinigte mit deutscher Gelehrsamkeit italienische Liberalität. Durch jene imponirte er, durch diese gewann

und gefiel er. Von dem eigensinnigsten Hofe der Welt erlangte er, was überhaupt zu erlangen war. Er tauschte Gefälligkeiten gegen Gefälligkeiten mit einem kleinen Profite ein. Von der Kirche und für Preußens Staatsinteressen wollte er nichts, was der Rede werth gewesen wäre. Von dem Pabst und dessen Cardinälen, für sich und für seine Schutzbefohlenen erhielt er, was er irgend wünschte. Niemals ist ein fremder Gesandter in Rom mit gleicher Auszeichnung und Zuverlässigkeit behandelt worden. Niemals hatten deutsche Gelehrte und Künstler in Rom einen besseren Tribünen. Er war der Liebling des Volkes und der Nepot der Curie, und so, indem er verzichtete, von St. Peter zu erwirken, was, nach seinem eigenen Ausdruck, „selbst der Engel Gabriel nicht erwirken würde,“ hatte er den Weg gefunden, ohne Mühe alles Uebrige zu erwirken.¹⁾

Nichts, in der That, war Humboldt so erwünscht, als der unpolitische Charakter seines Postens. Indem er mit seiner Thätigkeit in die Welt der Praxis und der Realitäten eingetreten war, war er mit seinem Herzen in der Welt der Ideen und der Dichtung geblieben. Bei seiner Richtung auf die Gattung von Genuß, die der Stagirit für die höchste erklärt, auf den Genuß rein intellectueller Beschauung, wäre ihm Sorge und große Verantwortlichkeit das Verhafteste gewesen. Bei seiner Neigung für Einsamkeit, Stille und Zurückgezogenheit hätte er gesellschaftlichen Zwang und gesellschaftliche Zerstreuung unerträglich gefunden. Nichts von allem dem belästigte ihn in Rom. Er durfte sich den politischen Dingen gegenüber mit rein theoretischem und historischem Interesse verhalten. Er war, wie er wiederholt versichert, ein bloßer Neuigkeiten-schreiber. Seine übrigen Geschäfte waren „sehr friedliche und heilige Geschäfte,“ Aufträge und Besorgungen, zu Gunsten, in der Regel, von Privatleuten. Auch diesem Theil seines Postens indeß, lästig und zeitraubend wie er war, wußte er die beste Seite abzugewinnen. Seinen Gesichtskreis zu erweitern, sich Kenntnisse der mannigfachsten Art zu erwerben, darauf beständig ging sein Augenmerk; er war der lernbegierigste der Menschen, und etwas zu lernen gab es bei jenen Besorgungen immer; indem er Allen Auskunft gab, lernte er Rom's

1) S. Schlegel II. 91 ff. Dazu die Erzählung von Henriette Herz, a. a. D. S. 152 ff.

literarische, artistische und antiquarische Schätze kennen, wie ein Bibliothekar seine Bibliothek und mit ihr noch etwas mehr kennen lernt. Die Rücksicht auf den eignen Gewinn ging überdies Hand in Hand mit seinem Pflichtgefühl. Es war sein Grundsatz, daß ein Gesandtenposten mit dazu gemacht sei, dergleichen Privatdienste zu leisten. Ja, noch von einem höheren Gesichtspunkt ließen sich viele dieser Geschäfte auffassen. Es war nicht die Absicht, der Anmaaßung des römischen Stuhls und seinen Gelüsten der Einmischung in Staatsrechte im Großen und ein für allemal etwas abzugewinnen. Es handelte sich für jetzt nicht, — soweit verstieg sich die preußische Politik nicht — um den Abschluß eines Concordats mit dem Papste. Aber im Kleinen und Einzelnen wenigstens konnte der persönliche Einfluß des Gesandten, bei hundert Anlässen, den römischen Präensionen die Spitze abbrechen. Humboldt fand hinreichend Gelegenheit, die hierarchischen Velleitäten und den ungezähmten Stolz der katholischen Kirche kennen zu lernen. Der Consequenz dieses Geistes gegenüber mußte er sich eine principielle Stellung geben. Wie zersplittert, wie politisch unbedeutend seine Wirksamkeit war: er bezog sie auf Eine leitende Idee. „Dem Zwange, den man von Rom aus sogar in den entferntesten Gegenden noch ausüben möchte, soviel es angeht, zu steuern,“ das war der Sinn, den er in seine praktische Thätigkeit hineinlegte, das war die Aufgabe, welche er beständig vor Augen behielt.¹⁾

Obgleich er indeß auf diese Weise auch seine Berufsarbeiten für seine individuellen und theoretischen Bedürfnisse ausnützte, obgleich er auch für sie einen ideellen Gesichtspunkt ersah: seine Seele war nicht darin. Er hatte dafür gesorgt, daß auch jene Berufsarbeiten etwas mehr als bloße Arbeiten waren, aber er hatte nicht vergessen, daß er sich zum Slaven eines Amtes nur deshalb gemacht hatte, um desto sicherer sein eigner Herr zu sein, daß er Andern nur dienen wollte, um Raum zu finden, sich selbst und seiner Bildung noch fruchtbarer als bisher zu leben. Er war so glücklich

1) Nach Humboldt's eignen Aeußerungen in den Briefen an Schiller (a. a. D. 480 ff.), an Wolf (G. W. V. 258. 259.) und an W. v. Wolzogen (Nachlaß von C. v. Wolzogen II. 6.).

organisirt, wie er an Wolf schreibt,¹⁾ daß jene Arbeiten, so lange sie dauerten, ihn nicht ärgerten oder langweilten; aber wenn sie geendigt waren, so waren seine Gedanken „hundert Meilen von ihnen entfernt.“ Er trieb was sein Amt von ihm forderte, mit derselben Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, wie seine gelehrten Studien, wie Alles, womit er sich überhaupt beschäftigte. Er besorgte, wie er an Schiller schreibt, Alles selbst, und besorgte es pünktlich, aber er war so pünktlich und arbeitsam nicht zum wenigsten deshalb, „um fertig zu werden und sich Freiheit nebenher zu verschaffen.“ Diese Freiheit und was dieselbe an Frucht für seine Bildung abwerfen möchte, war ihm Alles. Die Muße, die er sich verschaffte, mundete ihm um so besser, weil er sie sich verdiente; der Bildungsgewinn, den er in Rom einerntete, war um so höher, weil er ihn erkaufte und ergeizte. Zum Theil deshalb, zum Theil weil Rom eben Rom war, wurde es wirklich für ihn, was es hatte werden sollen —, der Ort, wo seine Selbstbildung sich vollendete. Rom — er wird nicht müde, es seinen Freunden zu versichern — „that ihm wohl.“ Es war, wie er längst es geahnt hatte, das rechte Klima für seinen Geist. Alles Beste seines Wesens kam in der That erst hier zur Blüthe und Reife in ihm; es entfaltete sich frischer und schöner und in reicheren Trieben, der Pflanze gleich, die in den Boden und unter den Himmel versetzt wird, die ihrer Natur gemäß sind. Wieder wie in Auleben und mehr noch in Jena fand er sich productiv und ideenreich. Wohl besuchten ihn auch in Rom noch die freundlichen Bilder aus den Tagen des Zusammenlebens mit Schiller und Göthe. In längeren Pausen zwar, aber so als ob in diesen Pausen keine Zeit verflossen wäre, wechselte er Grüße und tauschte er Bekenntnisse mit dem Weimariſchen Dichterpaaſr, nahm er Theil an ihrer Thätigkeit, verfolgte er namentlich Schiller auf seiner immer höher ansteigenden, immer glänzenderen und edleren Bahn. Er gestand gerade jetzt, wo Schiller den Freund in ganz anderen Interessen befangen wähnte, daß das Kleinste in dessen Beschäftigung mehr Wichtigkeit für ihn habe als Alles, was er selbst unternehmen könnte; er ge-

1) Aus Marino bei Rom, d. 29. September 1804. Auch dieser, von Barnhagen, (Denkwürdigkeiten a. a. D. S. 154) mitgetheilte Brief steht in den G. W.

stand ihm, was er ihm vielleicht so rein und offen nie zuvor gestanden hatte, und entlockte ihm das gleiche Geständniß, daß sie beide Eins seien in der Platonischen Ansicht von der Wichtigkeit der Dinge und von dem alleinigen Werth der Ideen. Ja, zuweilen kam ihm wohl eine Sehnsucht, selbst an den Ufern des Tiber eine Sehnsucht nach den Ufern der Rijn und Saale, selbst mitten im Genuße des Himmels und der Kunst Italiens eine Sehnsucht nach den Geistern, welche die Lippen des Dichters in nächtlichem Gespräche heraufzuzaubern verstanden hatten. Mächtig vor Allem ergriff ihn diese Sehnsucht bei der Kunde von Schiller's Tode. Denn ach! nun sollte er sie niemals wieder sehen, diese edlen und ernsten Züge, das auf die Brust geneigte Antlitz, die hohe, leidberührte Gestalt; nie wieder sollte er die Stimme hören, deren sanfter Ernst, deren leidenschaftliche Innigkeit ihm so oft in die Seele geklungen war! In langer Zeit, sagte er sich, werde ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtung und Poesie ewig aufgelegt, in langer Zeit eine solche Kunst im Schreiben und Reden nicht wieder aufstehn. Nun fand er, daß er mit diesem Manne seine ideenreichsten Tage zugebracht habe; nun fragte er sich, ob er nicht noch ganz anders die Anregungen jener Tage für sich habe nutzen können; nun schmerzte es ihn, daß er sich gewissermaßen eigenmächtig aus jenem Kreise hinweggerissen habe; nun beneidete er Göthe, der sich noch die Worte, die letzten Worte des Freundes zurückrufen könne, während er ihm wie ein Schatten entflohen sei. „Wie oft,“ schrieb er nun an den Ueberlebenden, „ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt, und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals dem Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte.“¹⁾ Solche

1) Von Fr. v. Müller im Anhang seiner Recension der ersten Bände von Humboldt's G. W., Neue Zeitsche L. J. 1843, Nr. 2 mitgetheilt. Vgl. außerdem zu dem Obigen den Brief an Caroline von Wolzogen (Nachlaß II. 8) und den an Wolf, der, nachlässiger Weise, in den G. W. (V. 261 ff.) noch immer das Datum 20. Juli 1803, statt 1805 trägt, und danach an falscher Stelle eingezeichnet ist.

Betrachtungen gab ihm der frische Schmerz um den Dahingegangenen in's Herz. Aber es wichen dieselben vor der Befriedigung, mit der die römische Gegenwart ihn erfüllte. In der Sehnsucht nach den Tagen von Anleben und Jena als nach einer bessern Zeit war ein gut Theil Täuschung. Seine „ideenreichsten“ Tage waren darum nicht seine besten. Rom, in der That, war mehr als Jena. Es gewährte soviel wie alle bisherigen Aufenthaltsorte Humboldt's zusammengenommen. Es ergriff und befriedigte nicht eine einzelne Seite, sondern das Ganze seines Wesens. Denn beisammen war hier, was er früher einzeln, zerstreut und abwechselnd verfolgt hatte: das griechische Alterthum und die Kunst, die Geschichte der Menschheit und ein bedeutendes Stück Sprachgeschichte. Das Alles war beisammen, und nicht bloß wie eine Summe, sondern wie ein einheitliches Ganze beisammen. Mit den Resten des griechischen Alterthums wirkten die Denkmäler christlicher Kunst zu Einem Eindruck zusammen: in Beiden spiegelte sich das Bild der Menschheit und die Geschichte der Welt; dasselbe Bild und dieselbe Geschichte klang nach in den Lauten und Fügungen der neurömischen Sprache. Rom war eine Welt von Motiven, und es war eine schöne, eine geordnete und beseelte Welt, ein Kunstwerk, welches dem Verstehenden redete und ihn im Mittelpunkte seines Wesens ergriff. Es wirkte harmonisch-ästhetisch und es wirkte begeisternd-idealistisch auf Humboldt. Hier allererst schloß und rundete sich daher seine Bildung. An Rom erst schmiegte er sich an, wie an die Form, die sein Geist längst gesucht hatte. Hier erst hörte er auf, zu schwanken, zu tasten und zu zweifeln. Man vergleiche, was er vor dem römischen Aufenthalt und was er in Rom geschrieben. Alles Letztere, in überraschendem Abstand von dem Früheren, trägt die Farbe der Vollenbung, der Ruhe, der Harmonie und des Glückes.

Eines zwar fehlte ihm, und Eines erschütterte sein Glück. Er stand in den ausgebreitetsten Beziehungen zu den verschiedensten Menschen. Er war Gesandter, er war Gelehrter, er war Freund der Kunst und der Künstler. Sein Haus war das Haus eines Großen. Es wandelte darin, der Stern jeder Gesellschaft, die verführerische Anmuth und die bezaubernde Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin. Da kamen und gingen fürstliche und vornehme, berühmte und interessante Gäste, Deutsche vor Allem und Franzosen; es kamen Gelehrte und

Künstler, Diplomaten und Touristen. Rom war wie ein großes Gasthaus und wieder wie eine große Schule, ein Vergnügungsort für die Einen, eine Pilgerstätte für die Andern. Wenige, die nicht das Haus des Preussischen Ministerresidenten aufsuchten, Niemand, der sich darin nicht wohl gefühlt und es gerühmt hätte. Außer den fürstlichen und diplomatischen Größen stand gleich Anfangs mit diesem Hause Bonstetten und Friederike Brun in Verkehr; von Berlin kam Spalding zum Besuche; mit Frau von Staël verweilte August Wilhelm Schlegel in Rom; noch später kamen die Brüder Kempenkamp, Welcker, Courier und Andere mehr. Vor Allem waren es die Künstler, die sich der Gastfreundschaft des Humboldt'schen Hauses zu erfreuen hatten. Sie fanden Schutz und Hilfe bei dem Gesandten; bei ihm und seiner Gattin Theilnahme und Förderung ihres Strebens und Leistens. Die neue Kunstepoche, welche herbeizuführen vorzugsweise die deutschen Künstler in Rom sich beiferten, fiel zusammen mit der klassischen Periode unserer Literatur und Dichtung, welche unter Humboldt's lebendigster Bethheiligung sich entwickelt hatte. Er sah jetzt unter seinen Augen Bildhauer und Maler denselben Tendenzen sich zuwenden, die er in den Werken unsrer beiden Dichter begrüßt und ermuntert hatte, der Tendenz zur echten Naturwahrheit und der Tendenz zur Rückkehr zu der Antike und zu dem großen Beispiel der Raphael und Michel Angelo. Er huldigte von ganzer Seele diesem Streben unserer Landsleute; er versuchte sogar selbst Hand und Auge am Zeichnen; er patronisirte in jeder Weise die Künstler und sorgte im Voraus durch zahlreiche Bestellungen für den Bilder- und Statuenschnuck, der ihm später seine Villa verzieren sollte. Fast ausschließlich aber in diesem Kunstelement lebte Frau von Humboldt. Sie recht eigentlich schwelgte in den Genüssen, für welche ihr feiner Geschmack, ihr Sinn für weiche Schönheit, für alles Glänzende, die Sinne und die Phantasie reizende sie geschaffen hatte. Sie recht eigentlich war die Patronin der Künstler; um ihretwillen vor Allem priesen Meister und Schüler das gastliche Haus. So die Gmelin und Graß, die Tieck und Niepenhausen, so besonders, und mit Recht bevorzugt, Schick, der Maler, und die großen Bildhauer Thorwaldsen und Rauch. Man sieht, es fehlte nicht an Menschen und an bedeutenden Menschen. Es fehlte nichtsdestoweniger für Humboldt an solchen, denen er sich hätte hingeben, denen er

den Genuß eines ideenreichen Gesprächs hätte verdanken können, wie er im Vaterlande gewohnt gewesen war. Er hatte die Fülle dieses Genusses, als im Jahr 1805 sein Bruder, voll von den Bildern einer neuen Welt, zu ihm nach Rom kam. Vorher und nachher, einzelne Begegnungen abgerechnet, vorzüglich auf die italienischen Gelehrten angewiesen, fühlte er sich ähnlich verlassen, wie späterhin Niebuhr. Niemer, den ihm Wolf zum Hauslehrer seiner Kinder empfohlen hatte, ging schon im Juli 1803 wieder von ihm. Mit Niemer ging Fernow. Die Fea und Marini, ja selbst ein Mann wie Zoëga konnten Humboldt nicht genügen. Er fand, was es in Rom von wissenschaftlichem Umgang gab, „trocken und hölzern“ und die Bewohner Rom's erschienen ihm ungefähr „wie der Adel in Auleben.“ Daß es ihm gelungen wäre, Wolf nach Italien zu locken! Daß Schiller, statt im Norden zu sterben, mit ihm im Süden gelebt hätte! Nicht viel besser als mit den Gelehrten war er mit den Diplomaten zufrieden. Er habe hier Niemand, schrieb er im Jahr 1806 an Schiller's Schwägerin, als seine Frau, „die gute, und sich auch immer gleiche Li.“ Und auch deren Umgang hatte er eine geraume Zeit entbehren müssen. Sie war im Frühjahr 1804, zur Herstellung ihrer angegriffenen Gesundheit, nach Deutschland gereist. Von Weimar aus hatte sie sich nach Paris begeben und war erst von hier aus, wo sie mit Alexander Humboldt zusammengetroffen, zu Anfang des Jahres 1805 zu ihrem Gatten zurückgekehrt. Zu diesen Entbehrungen war endlich ein herber, unverwindlicher Verlust gekommen. In Ariccia, dem Sommerwohnsitz der Familie, war ihm, gleich im ersten Jahre seines italienischen Aufenthalts, das Liebste seiner Kinder, der älteste Knabe, von einem Fieber dahingerafft worden. Die Eltern waren tief gebeugt. „Dieser Tod,“ schrieb Humboldt, unter dem ersten Eindruck des Schmerzes an Schiller, „hat mir auf der einen Seite alle Sicherheit des Lebens genommen. Ich vertraue nicht meinem Glücke, nicht dem Schicksal, nicht der Kraft der Dinge mehr. Wenn dies rasche, blühende, kraftvolle Leben so auf einmal untergehen konnte, was ist denn da noch gewiß?“

Allein wie einsam sich Humboldt fühlte, wie tief ihn der Schmerz um den verlorenen Liebling ergriff: das gerade war das Wunderbare des römischen Zustandes, daß auch peinliche Stimmungen darin ihr

Peinliches, daß auch das Leid hier seine niederziehende Schwere verlor. An der Pyramide des Cajus Cestius, in einem eingehegten Plaze, den die Gunst des römischen Volkes dem preussischen Gesandten zugestanden hatte, ruhten nunmehr die sterblichen Ueberreste des Geliebten und, einige Jahre später, ihnen zur Seite, die eines jüngeren Sohnes. Nur um so mehr fand sich Humboldt an diesen Boden gefesselt. Es begleite ihn — so eröffnete er sich gegen den, von dem er sicher war, daß er am tiefsten ihm nachempfinde — seit jener unglücklichen Epoche eine nicht zu schildernde Wehmuth und Sehnsucht. Aber selbst die Wehmuth, so sei die Wirkung Rom's auf ihn, selbst der bitterste Schmerz lasse noch eine Klarheit und eine Heiterkeit im Gemüth bestehen. Während Niebuhr's befangenes und reizbares Gemüth in Rom selbst an den Herrlichkeiten der Kunst wenig Freude hatte, so wirkte auf Humboldt Rom in allen Stücken so beruhigend und reinigend, so erhebend und befreiend, wie sonst nur Werke der Poesie und der Kunst wirken. Es war eine stimmende, eine ästhetische, eine gleichsam musikalische Wirkung. Es ist bekannt, daß Humboldt der Macht der Töne so gut wie ganz unzugänglich war. Aber die Natur, scheint es, hatte ihn reichlich entschädigt. Er besaß nicht die Göthe'sche Kunst, „das Auge Licht sein zu lassen;“ aber er verstand es, durch den Sinn des Lichts seinem Gemüthe Stimmungen zuzuführen, welche sonst nur durch Ton und Harmonie uns vermittelt werden. Er sah und empfand Rom nicht wie der Maler, der Dichter oder der Bildner; aber er faßte es auf wie diese alle zusammen; er besaß ein universelles ästhetisches Sensorium; der Eindruck Rom's auf ihn war ein schlechthin allgemein ästhetischer. „Was in uns menschlich erklingt“ — so drückte er lange Jahre später diesen Eindruck aus — „durch welche Gattung der Thätigkeit, an welchem Faden des Menschen- und Weltchicksals es in uns wach werden möge, tönt in dieser Umgebung reiner und stärker wieder.“ Er empfand Rom, um es anders zu sagen, wie die Griechen die Außenwelt überhaupt empfanden. Rom war der Stoff, der sich willig und unwillkürlich in seinem Geiste idealisirte, Rom die Welt, die sich mit reiner Empfänglichkeit aufnehmen ließ und doch gleichzeitig das Gemüth zu lebendiger Rückwirkung in Bewegung setzte.

So, zuerst, empfand er die römische Natur, jene Gegend, deren

entzückende Schönheit immer von Neuem gepriesen wird, „die weite nirgends beschränkte, nur vom Meer und von Gebirgen fern begrenzte Ebene.“ Er erhob sich zuweilen sogar, wie er in einem Brief an Göthe thut, zu einer ähnlichen Anschauung dieser Naturherrlichkeit wie Winkelmann, vor dessen Augen die Gegend des Albanergebirges wie ein Gebilde aus der Hand der höchsten Allmacht und Schönheit dastand. Er fand, in besonders glücklichen Momenten, daß hier die Natur anders wirke als sie sonst auf den Modernen wirke, nicht so, daß sich Ideen des Contrastes daran anreihen, nicht elegisch oder satirisch. Römische Gegend sei mit keiner anderen zu vergleichen. Unvermeidlich wecke ihr Anblick die Thätigkeit der Phantasie; aber auch den äußeren Sinn versetze gleichzeitig „die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit.“ Der Naturgenuß, so faßt er es in Ein Wort zusammen, „ist hier reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß.“

Nur zuweilen indeß sah er die römische Natur mit so naivem und unreflectirtem Entzücken. Denn zur römischen Gegend gehören unzertrennlich und gehörten ihm vor Allem die römischen Mauern. Durchaus als ein Ganzes wirkte Rom auf ihn. Wenn er den „schönen Himmel und die göttlichen Ansichten“ preist, so haftet sein Auge zugleich an den „himmlischen Ruinen auf allen sieben Hügeln.“ Ebenso, wenn er die römischen Kunstdenkmäler genießen soll, so müssen sie sich mit der römischen Gegend zu einem Gesamteindruck verbinden. „Ich liebe nicht,“ schreibt er an Wolf, „die in Häuser eingeschlossenen Götter. Aber die Kolosse, deren Wunderköpfe Sie im Barbarenlande gesehen haben, die unter freiem Himmel stehen, und auf Rom vom Quirinal hinabsehen, die grüße ich ziemlich alle Tage. Wo für mich der Genuß vollkommen sein soll, muß die Bläue des Himmels auch ihr Recht behaupten, man muß noch einen Theil Latiums mit überschauen und das Latiner Gebirge den Horizont schließen sehen.“ Indem ihm aber so die römische Natur und die Mauern Rom's, mit Allem, was sie in sich schließen, innig zusammengehörten, so kam dadurch in die ästhetische Ansicht des Ganzen ein eigenthümlicher Ton. Sie hörte auf, naiv zu sein; sie ward im besten Sinne sentimental. In die genießende Betrachtung mischte

sich der Ernst des Gedankens und der Empfindung. Nur durch das Medium der Ideen und des elegischen Gefühls spiegelte sich Rom in Humboldt's Seele.

Wir sind, was die äußeren Verhältnisse und die Begebenheiten angeht, für diesen Theil von Humboldt's Leben schlecht berathen. Unsere Quellen fließen nur dürftig für alle die Jahre, in denen er irgendwie mit öffentlichen Geschäften betraut war; sie werden ergiebiger erst wieder für die Zeit seiner Altersruhe. Ueberreichlich dagegen fließen sie für die italienische Periode in Beziehung auf sein inneres Leben. Was Rom ihm war und wie er Rom auffaßte, darüber hat er so oft und so gleichmäßig sich ausgesprochen, daß man in Versuchung geräth, diese Aeußerungen einfach zu wiederholen und zusammenzureihen. Seine zahlreichen brieflichen Bekenntnisse zunächst haben einen ähnlichen Reiz, wie diejenigen, in denen Göthe die Freunde im kimmerischen Norden an dem frischen Eindruck, den Rom auf ihn ausübte, Theil nehmen ließ. Nur in der Form der Dichtung aber glaubte er sich vollständig über den Gegenstand aussprechen zu können. So entstanden im Jahr 1806 die „Rom“ überschriebenen Stanzas. Sie waren an Caroline von Wolzogen gerichtet und enthielten, wie er dieser Freundin selbst gestand, „Alles, was ihn seit seinem Ankommen in Rom tief bewegt und mit jedem Jahr tiefer durchdrungen habe.“ Noch einmal endlich gab ihm Göthe's „italianische Reise“ einen späten Anlaß, die Gedanken- und Empfindungsreihe zu wiederholen, die er einst am Orte selbst in jene Stanzas verflochten hatte: er schrieb, indem er zum Commentator Göthe's ward, einen Commentar seines eignen Gedichts. Die ganze Stufenleiter, sowie der Zusammenklang von Humboldt's Gefühlen und Reflexionen wird uns durch diese Documente eröffnet.¹⁾

Es war zuerst und vor Allem das klassische Alterthum gewesen, in das er sich am Anfang seiner zehnjährigen Ruhe geflüchtet

1) S. besonders das Fragment eines Briefes an Göthe, in dessen „Winkelmann“, die aus Rom geschriebenen Briefe an Wolf (G. W. V. 242 ff., zu ergänzen aus Varnhagen, Denkwürdigkeiten V. 154 ff.) und den an Caroline von Wolzogen (Nachlaß II. 8 ff.). Das Gedicht Rom, zuerst Berlin, 1806. 4. durch Alexander von Humboldt herausgegeben, jetzt in den G. W. I. 343 ff. Endlich: „Ueber Göthe's zweiten römischen Aufenthalt,“ aus den Jahrb. für wissenschaftliche Kritik 1830 Thl. II. No. 45 ff. übergegangen in die G. W. II. 215 ff.

hatte. Aus den Schriften der Alten hatte er ihren Geist, hatte er das Bild edlerer Menschheit zu gewinnen und sich damit zu durchdringen unaufhörlich gestrebt. Das erste Gefühl, was ihn auf römischem Boden ergriff, war daher dies, daß hier jener Geist gewisser, lebendiger und verständlicher ihn umschwebe, daß jenes Bild erst hier mit sinnlicher Klarheit auf ihn eindringe. „Rom ist der Ort, in dem sich für unsre Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen.“ Und diese Anschauung, — was ihm das Wunderbarste und Erfreulichste ist, — widerlegt nicht etwa die Vorstellung, die wir vorher in der Seele trugen; sie bestätigt und belebt sie nur; sie schmiegt sich willig an dieselbe an, denn sie ist Eines Geschlechts mit ihr. Das Alterthum, indem es durch so viele unsichtbare Mittelglieder die Grundlage unserer heutigen Civilisation bildet, erscheint uns unvermeidlich in dem verklärenden Lichte der Phantasie. Rom, verschieden darin von allen anderen klassischen Localitäten, zerstört diese Illusion nicht, sondern begünstigt sie. Wir sehen das Alterthum idealischer an als es war. Horaz empfand Tibur moderner als wir Tivoli. Und es ist gut und nöthwendig, daß wir es so sehen. Nur aus der Ferne, nur als vergangen, nur als getrennt von allem Gemeinen muß uns das Alterthum erscheinen. Nur so wirkt es im höchsten Sinne bildend auf uns; nur so werden wir getrieben, darin Ideen und eine Wirkung zu suchen, die über das auch uns umgebende Leben hinausgeht. Rom, und nur Rom kommt durch seine ganze Erscheinung dieser Ansicht und dieser Wirkung entgegen. Es ist hier nicht, wie an anderen durch eine große Vergangenheit geweihten Stätten, blos der empfindende Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, sondern es ist ein gewaltsames Hineinreißen in eine, vermöge einer nothwendigen Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit. Selbst wer wollte, könnte dieser Gewalt nicht widerstehn. Denn die Dede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern führen selbst das Auge dahin. Rom, mit Einem Worte, „ist uns als das sinnlich-lebendige Bild von jenem idealisch-angesehnen Alterthum stehen geblieben.“ Der tiefere Grund aber von dieser Erscheinung liegt in der Geschichte

Roms und in dem Verhältniß der römischen zur griechischen Bildung. Denn es war wesentlich doch eine geistige Macht, durch welche Rom den Geist des Alterthums in sich sammelte und durch Jahrhunderte hindurch trug. Diese Macht ergriff das Unsterbliche an dem Alterthum in analoger Weise wie wir es noch heut ergreifen. Sie rettete und verewigte durch eine wunderbare Verknüpfung weltlicher und geistiger Zwecke gerade dasjenige, was aus dem Alterthum am innerlichsten und geistigsten auf uns herüberwirkt, — den Geist des hellenischen Alterthums. Nur durch Rom ist uns Griechenland erhalten. Nicht nur eine bewunderungswürdige Zugabe erhielt die griechische Bildung in der römischen, sondern jene hätte auch schwerlich, ohne die römische Macht, Dauer und Verbreitung gewonnen. „Ewig“ — so heißt es in den römischen Stenzen,

„Ewig hätt' Homeros uns geschwiegen,
Hätte Rom nicht unterjocht die Welt;
Nimmer wär' aus Grabesnacht gestiegen,
Der die Seele fest im Leiden hält,
Da die Glieder Schlangen ihm umschmiegen,
Und der Knaben Tod den Busen schwellt:
Ließ nicht Titus einst von Siegestrühmern
Seine weiten, goldnen Hallen schimmern.“

Aber Rom, indem es so das sinnlich lebendige Bild des idealisch angesehenen Alterthums ist, ist zugleich und ebendamit noch unendlich mehr. Wie es durch Macht und Größe die an sich vergänglichere Schönheit des griechischen Lebens fesselte und fortsetzte, so ward es zugleich die Brücke, die aus dem Alterthum in die moderne Zeit hinüberführte. Vom Studium des Alterthums hatte sich Humboldt auch früher zu weiteren Blicken über die Geschichte der Menschheit; von Griechen und Römern hatte er sich zu Franzosen und Italiänern gewandt; eines seiner Lieblingsthemata war die Ähnlichkeit und wieder der Contrast zwischen den Alten und den Modernen gewesen. Auch diese Studien und Betrachtungen wurden ihm lebendig und anschaulich durch die römische Existenz. „Auf mich,“ schreibt er an Wolf, „übt Rom immer seine große Gewalt mehr als durch alles Andere dadurch aus, daß es der Mittelpunkt der alten und neuen Welt ist.“ Die Doppelherrschaft des alten und des christlichen Rom feiert er in einer Strophe seiner großen Elegie. Er verweist ausführlich bei der durch die ewige Stadt versinnlichten

Continuität der alten und der modernen Bildung in dem späteren Prosa-Aussage über Rom. An dem Geiste des Alterthums mußte sich die neuere Bildung emporerschlingen. Für diese große Epoche der Umbildung und des Hinüberschreitens in einen neuen geistigen Zustand spielt Italien die erste und bedeutendste Rolle. Die italiänische Sprache insbesondere steht als ein wunderbares Denkmal dieses Uebergangs da. Denn in keiner der römischen Töchter Sprachen hat der Geist der neuen Zeit in vollständigerer Unabhängigkeit und in eigenthümlicherem Charakter zugleich treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Der Ruhm Italiens aber kommt immer wieder der ersten Stadt Italiens zu gute. Diese Stadt endlich spricht uns in Allem mit der Mahnung an jenen Gegensatz und Wendepunkt der Culturentwicklung an: in ungeheuren Ueberresten, in seelenvollen Kunstwerken, in zahllosen nicht abzuwehrenden Erinnerungen. Rom, mit Einem Worte, „ist für uns Eins geworden mit den zwei größten Zuständen, auf welche sich unser geistiges Dasein gründet, — dem klassischen Alterthum und dem Emporwachsen moderner Größe an der antiken.“

Auch in diesen Betrachtungen indeß erschöpft sich noch nicht der Eindruck, welchen Rom auf Humboldt hervorbrachte. Es wirkte im Allgemeinen ästhetisch auf ihn. Es versinnlichte ihm das schöne und vielgeliebte Alterthum. Es erschien ihm als die Angel, um welche die klassische und die moderne Bildung sich herumbewegte und gewährte ihm die Ansicht eines Durchschnitts gleichsam durch die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes. Alle diese Eindrücke versflochten sich zu einem noch mächtigeren und natürlicheren. Rom ward ihm zur Illustration jenes theils empirischen, theils idealen Bildes der Menschheit, an dem sein Auge unverwandt hing und das er auf allen Wegen suchte, jenes Bildes, dem seine philosophischen, ästhetischen und philologischen, seine artistischen, physiognomischen und literarhistorischen, neuerdings vor Allem seine linguistischen Studien gegolten hatten. Rom stand vor ihm als die sinnliche Bestätigung des Geistes, in welchem er alle seine wissenschaftlichen und selbst seine Bildungs- und Lebenspläne concipirt hatte, den Plan einer geschichtsphilosophischen Charakteristik, den Plan einer vergleichenden Anthropologie, den Plan, sich selbst und den ewigen Ideen zu leben, den Plan, soviel wie möglich Welt und Menschen kennen zu lernen.

Rom, um Alles zu sagen, versinnlichte ihm die Summe seiner Ueberzeugungen und Interessen, seine Philosophie und seine Gesinnung, sein Denken und Fühlen, sein Träumen, Wünschen und Glauben. Er las aus diesem Dasein sein eignes Gemüth, die ganze Form und den ganzen Inhalt seiner Seele ab. Nicht blos ein Durchschnitt der Menschengeschichte, vielmehr das Ganze der Geschichte, die Totalität des Menschenschicksals lag ihm in dem Bilde der ewigen Stadt vor Augen. Man fühle sich, hatte Göthe gesagt, in Rom als einen Mitgenossen der großen Rathschlüsse des Schicksals. Wenn man Rom und in der Ferne das Latiner Gebirge erblicke, schrieb Humboldt, so werde man unwiderstehlich zu endlosen Betrachtungen über Geschichte und Menschenschicksal hingezogen, es „runde sich dann auf einmal um die Hügel herum das ganze Gemälde der Weltgeschichte.“ Des „Weltenlaufes Spiegel“ nennt er die Herrscherstadt im Gedichte. Er dolmetscht später das Göthe'sche Wort, daß Rom „die sinnlich geistige Ueberzeugung gewähre, daß dort das Große war, ist und sein wird.“ In dieser Stadt, sagt er, und ihren Umgebungen sei „der Begriff des welthistorischen Ganges der Menschheit, das Gefühl des nothwendigen Sinkens alles Bestehenden in der Zeit, wie in einem ungeheuren Bilde auf alle Zeiten verkörpert hingestellt.“ Er dolmetscht Göthe; mehr als einmal eignet er sich ein besonders ausdrucksvolles Wort des Dichters geradezu an; er findet, daß dessen Schilderung von der Rückkehr nach Rom ihm wie aus der Seele geschrieben sei. Und gleichwohl fehlt viel, daß seine Auffassung und Empfindung des welthistorischen Charakters der „ewigen Stadt“ mit der Göthe'schen völlig zusammenfielen. Der Realist und der Dichter sah und empfand anders als der idealistische, durch und durch contemplative Humboldt. Jener, kann man sagen, sah die Gestalt und hörte den Gang der Geschichte: diesem erschien ihr Geist und er vernahm das geheimnißvolle Flüstern dieses Geistes. Nicht die Geschichte, sondern die Philosophie der Geschichte ward ihm innerlich gegenwärtig. Rom war ihm ein Symbol der allgewaltigen und ewigen Zeit. In der Geschichte, die ihm Rom vergegenwärtigte, sah er unmittelbar die höheren idealen Mächte, welche die Begebenheiten lenken und beherrschen, die Ewigkeit, in welcher Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verschwindet. Diese römische Wirklichkeit war ihm werthvoller als noch irgend ein anderes Dasein,

weil sie zugleich die Ohnmacht und Nichtigkeit aller Wirklichkeit, an dem Gegenwärtigen selbst das Gewesene und das Kommende aufzeigte. Hier erst hatte er einen Ort gefunden, welcher nicht, wie der Montserrat, durch seine Einsamkeit und Armuth, sondern gerade durch die Fülle von Leben und Gestalten, der idealistischen, der Wirklichkeit abgewandten Stimmung entsprach, die ihn beständig durchklang. Hier konnte er zugleich schwelgen in dem Reichthum der sinnlichen Erscheinung und zugleich der irdischen Schwere des Sinnlichen in die Region des Ideellen sich entrückt glauben. Die Situation, die er sich vor zehn Jahren künstlich gemacht hatte, indem er sich den praktischen Forderungen der Zeit, dem Vaterlande und der Gesellschaft und jeder öffentlichen Thätigkeit entzog, — diese Situation war hier ungesucht, von selbst, als eine ihn von allen Seiten umschließende Wirklichkeit und Vertlichkeit vorhanden. Er hatte hier als ein greifbares Außer-Sich, was er in Aulieben von innen heraus sich hatte schaffen wollen. Rom dünkte ihn kein Hier und kein Heute; es war für ihn die lange gesuchte Stelle außer und über der wirklichen Welt; der einzige Punkt auf dem Erdboden, auf dem er mit seinem ästhetischen Idealismus sich heimisch fühlen konnte. Dieser sein ästhetischer Idealismus, der ihn der Weltlichkeit feind, ungerecht gegen die Gegenwart und doch wieder durch die Vermittelung der Phantasie empfänglich für alle Schönheit machte, die eben hierdurch bedingte Auffassung Rom's spricht sich besonders klar in zwei Stellen seiner römischen Briefe aus. „Unsere neue Welt,“ schreibt er an Wolf, „ist eigentlich gar keine; sie besteht blos in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und einem ungewissen Tappen nach einer zunächst zu bildenden. In diesem heillossten aller Zustände suchen Phantasie und Empfindung einen Ruhepunkt und finden ihn wiederum nur hier.“ Finden ihn in Rom, vorausgesetzt, daß die Campagna nicht angebaut und Rom selbst nicht in eine polisirte Stadt verwandelt werde, in der kein Mensch Messer trüge. „Denn“ — so schreibt er an Göthe — „nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht.“ Eine geweihte Stadt ist ihm Rom, — den Träumen der Phantasie und der Contemplation, dem Sinnen über Vergangenheit und Zukunft geweiht. Ihre Bürger wohnen auf dem geweihten Boden nicht wie

Besitzer, sondern wie Pilger, die bei den Ruinen ruhen und nur gekommen sind, deren Herrlichkeit anzustarren.¹⁾)

Man weiß, wie unwillig Niebuhr sich über die Kunstschwelgerei Göthe's geäußert, die „eine ganze Nation und ein ganzes Land blos als eine Ergözung für sich betrachtet und in der ganzen Welt und Natur nichts gesehen habe, als was zu einer unendlichen Decoration des erbärmlichen Lebens gehört.“ Es liegt nahe, einen ähnlichen und einen noch härteren Vorwurf gegen Humboldt zu erheben. Auch ihm ist die lebende Generation nur Staffage auf dem Gemälde, als welches Rom sich seiner Phantasie präsentirt. Der Wunsch, daß Rom niemals das Glück einer geordneten, Wohlstand und Sicherheit fördernden Regierung genießen möge, hat mit dem Befehl des Tyrannen, der die Stadt anstecken ließ, um sich an dem Schauspiel des Brandes zu weiden, soviel Aehnlichkeit wie überhaupt ein Wunsch mit einer Handlung haben kann. Wir sind gewiß, Humboldt würde, wenn es in seiner Macht gestanden hätte und er den Beruf dazu gehabt hätte, seine Hülfe nicht versagt haben, um die geistliche privilegierte Mißregierung des Kirchenstaates zu verbessern. Aus Poesie grausam, war jener Wunsch eben nur poetisch grausam. Das Anstößige und das Charakteristische besteht nur darin, daß diese poetische Ansicht der römischen Dinge die prosaische, die natürlich-menschliche und praktische gar nicht aufkommen ließ. Es ging ihm wie dem Maler, den an dem verlumpten Bettler einzig das malerische Motiv erfreut. Er dachte und empfand und schrieb in Rom so wie Göthe während der Abfassung seiner Iphigenie selbst sagte, daß er den König Thoas reden lasse, — „als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungre.“ Er hatte, was mehr ist, zu dieser ästhetischen Lizenz der Anschauungsweise ein geringeres Recht als der Maler oder Dichter. Er bezahlte dieselbe nicht, wie diese, mit gelungenen Werken, welche die Freude der Welt werden: er bezahlte sie lediglich mit sich selbst. Nicht auf dem Wege eines fruchtbaren Kunststudiums, sondern auf dem Wege des egoistischen Genusses und der Selbstbildung kam er zu jenen romantischen Reflexionen. Um uns moralisch mit diesen auszuföhnen, werden wir auf alles dasjenige angewiesen, was Humboldt später, sei es trotz,

1) Briefliche Aeußerung an Frau v. Staël, in deren Corinna; vgl. Str. 8 des Gedichts Rom (A. a. D. S. 345.)

fei es durch seine ästhetische Cultur der Welt und dem Vaterlande leistete. Er schwelgte für jetzt blos um seiner selbst und seiner eigenen Phantasie willen in den Bildern und Wünschen der Phantasie. Gerade die subjective und idealistische Beziehung seiner Auffassung Rom's, gerade dies, daß er die ganze Erscheinung Rom's lediglich auf sein eignes Innere als auf den alleinigen Mittelpunkt bezog, gab seinen ästhetischen wie seinen geschichtsphilosophischen Betrachtungen eine so durchaus eigenthümliche Farbe. Obgleich er daher so vielfach mit Winckelmann und Göthe sympathisirte, sah er dennoch Rom ganz anders als sowohl Winckelmann wie Göthe. Obgleich er neben dem Kunstinteresse wesentlich ein historisches hatte, so ist doch ein größerer Contrast nicht denkbar, als zwischen der Art wie er und wie Niebuhr es empfand. Aesthetisch-historisch empfand es der Eine, historisch-politisch empfand es der Andre. „Für Schwermuth,“ schreibt Niebuhr, „ist Rom ein tödtender Ort, da es gar keine lebendige Gegenwart darin giebt, bei der es der Wehmuth wohl werden kann.“ Reichlich fand Humboldt diese lebendige Gegenwart, und gerade die ganze Süßigkeit der Sehnsucht und der Wehmuth wußte er aus ihr zu schlürfen. Er sah Rom, wie mit Recht gesagt worden ist,¹⁾ noch am meisten wie es Gibbon gesehen hatte. Nicht im Mittagslichte, sondern wie in melancholischer Abendbeleuchtung betrachtete er „die Stadt der Trümmer.“ Die langen Linien der römischen Stadt und Gegend, auf denen Göthe den Blick verweilen ließ, um seinen Gesichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, werden für Humboldt zum Anhalt jener elegisch-lyrischen Stimmung. Noch in der Erinnerung scheint sich ihm „die immer lebende Sehnsucht an ihnen hinzuziehn.“ Von der Spitze des Aventinus sieht er den Tiber fluthen: seine ernst und feierlich dahinrollenden Wasser „schwellen das Herz mit tiefer Wehmuth.“ Er schildert auf Anlaß der Göthe'schen Aeußerungen den Charakter der römischen Gegend: Größe, verbunden mit unendlicher Stille, Anmuth, gepaart mit Wehmuth sind die Hauptzüge dieses Charakters. Von eben diesen Zügen kömmt er nur mit Mühe in seiner poetischen Charakteristik los. Immer wieder fällt das Gedicht in dieselbe Tonart und in das Eine Thema zurück. „Wie durch zarten Trauerflor“ blicken ihn Rom's

1) Guhrauer, in den Blättern für lit. Unterhaltung 1847, Nr. 119.

Gefilde an, und „einsam klagend strebet Trümmer dicht an Trümmer nur empor.“ Denn überall herrscht der Zerstörung grause Hand: „Wehmuth hat ihr Reich hier aufgeschlagen, Wehmuth flüsterntausend stumme Klagen.“ Und zugleich doch fühlt man sich unwiderstehlich gefesselt, fühlt sich durch den Zaubergruß dieser Fluren in „sehnsuchtsvoll Erstarren“ gewiegt:

„Stets an Alba's ernster Scheitel hängen
Mächte zauberisch gebannt der Blick,
Wo einst Latium mit Festgefängen
Flehte von dem Donner Sieg und Glück,
Zu Soracte's lichten Höhen sich drängen,
Rehren über Tibur's Hain zurück: —
All die tiefen, schweifenden Verlangen
Halten in dem engen Raum gefangen!“

Der ästhetische Genuß, offenbar, so subjectiv bezogen, so ernst und innerlich gewendet, ist mehr als bloß ästhetischer Genuß. Rom ist für den Dichter dieser Elegie eine Andachts- und Cultusstätte. Stimmungen wie diese, in denen alles Denken und Empfinden der Seele sich concentrirt, sind religiöse Stimmungen. Gegenüber der frivolen Neußerlichkeit und Sinnlichkeit des Katholicismus, welche in Rom überall zur Ausstellung gebracht wird, erwacht nothwendig in innerlichen Naturen stärker als sonst und anderwärts, was von echter Religion und Frömmigkeit in ihnen schlummert. Mit Widerwillen wendete sich Göthe von den Abgeschmacktheiten des katholischen Cultus hinweg. Humboldt fand die Cerimonien der heiligen Woche weder rührend noch feierlich, sondern einfach langweilig.¹⁾ Beide wären in Rom protestantisch geworden, wenn sie es nicht gewesen wären. Für Beide gipfelte sich der Eindruck Rom's in Empfindungen, für die wir keinen Namen wissen, wenn es nicht der Name der Religion ist. Es war die lebendige Empfindung der in Natur und Menschheit ewig gegenwärtigen Gottheit; es war eine ästhetische Religion, und es war der Glaube des Spinoza. In den Creaturen suchte und entdeckte der Dichter, von Herder's „Gott“ erbaut, ein *ὁ καὶ πᾶν* das ihn in Erstaunen setzte; in den hohen Kunstwerken

1) „Die langweiligsten Cerimonien, die die Erde gesehen hat;“ an Wolf V. 247.

der Alten fühlte er die ewige Nothwendigkeit und die Gottheit. Von diesen Eindrücken bewegt, versenkte sich sein Geist ganz in die „intellectuelle Liebe Gottes;“ er fühlte die Gestalt dieser Welt vergehn; er mochte sich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse wären; er wollte „nach der Lehre des Spinoza seinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.“ Ganz dasselbe Trachten nach dem Reiche Gottes, dasselbe Hinstreben zu dem Einen und Höchsten bei Humboldt. Zu religiösen Betrachtungen und Gefühlen schließt sich seine ästhetisch-elegische Stimmung, am Schluß seines großen Gedichts, mit seinen Ideen über das Ganze der Geschichte und mit seinen höchsten philosophischen Gesichtspunkten zusammen. Er erblickt die Gottheit in dem großen Gange der Weltgeschichte. Er erblickt sie in der eignen Brust. Er erblickt sie in der Harmonie des Menschlichen und des Natürlichen. Der pantheistische Gedanke der Horen-aufsätze von der Identität der physischen und der moralischen Welt, die Gedanken ebenso des Gedichts „in der Sierra Morena“ kehren empfundener, ästhetisch abgerundeter, getragen und verstärkt durch die Anschauung Roms zurück. Auch die Strahlen des römischen Glanzes nämlich werden bleichen: es dauert, von keiner Flucht der Zeit ereilt, der allwaltende Geist. Zu ihm, dem himmelenstammten, der „um die Wange dieser Hügel schwebt“ flieht derjenige freudig aus dem Weltgetümmel, dem „Betrachtung still die Seele hebt.“ In dieser Betrachtung des Göttlichen fließen Wehmuth und Bewunderung mild zusammen. Denn das Wesen des Göttlichen ist Leben, welches sich immer neu am Tode entzündet und aus dem Tode entfaltet:

„Der selbst, von dem alles Leben stammet,
Ist nur ewig, weil stets neu er flammet“

So waltet der Geist der Gottheit in dem Treiben der Menschen, in der Geschichte. Das Große muß der Zeit sich beugen, die wieder Größeres in ihrem Schooße birgt; ein „Götterreigen“ schlingt sich durch sie hin, in welchem beständig Schöneres aus dem untergegangenen Schönen Leben schöpft. Derselbe Geist aber und dasselbe Gesetz durchwaltet die Natur:

„Der des Menschen Busen heiß durchglüheth,
Hält die Welten auch im ew'gen Gleis,
Und die Funken, die er flammend sprüheth,
Fasset keiner Ewigkeiten Kreis.“

Hier daher wie dort, in den Weiten der Welt wie in den Tiefen der eignen Brust, kann man das Göttliche ergreifen. Man steige nur nieder zum eignen Busen, und man „schwelle ihn mit aller Schöpfung reichem Leben.“ Aus der Verbindung dieses zwiefachen Lebens entspringt alsdann, als Symbol des Göttlichen und diesem wesensverwandt, das Schöne:

„Denn, ein Abglanz göttlicher Gedanken,
Reißet, theilend keines Ird'schen Loos,
Aus der Alltagsbilder irrem Wanken
Plötzlich, still verklärt, Gestalt sich los.
Größe, die nicht Wandel kennt, noch Schranken,
Ruht in ihrer Züge tiefem Schooß;
Was dem Geist entflieht als reine Wahrheit,
Strahlt aus ihr in hoher Sinnenklarheit.“

Von der Betrachtung Roms aber ist diese Apotheose der Schönheit sowie die religiöse Empfindung des Schicksals der Menschheit und der Herrlichkeit der Welt ausgegangen: zu Rom kehrt ungezwungen der poetische Ausdruck aller dieser Ideen und Gefühle wieder zurück. Rom ist der Tempel dieser ästhetisch-philosophischen Religion; denn „durch der Gottheit Segen“ erwachsen diese Hügel; was je die Brust Großes bewegen kann, „hängt an ihrer Gipfel heitrem Glanz.“ — —

Fürwahr, die Besorgniß, welche Schiller lange vor der Verwirklichung des italiänischen Reiseplans ausgesprochen hatte, erwies sich als unbegründet. Schiller hatte kopfschüttelnd die vielen Anstalten gesehen, welche Humboldt ehemals zu der beabsichtigten Reise gemacht hatte. Er hatte befürchtet, diese Anstalten würden ihn um die eigentliche und höchste Wirkung bringen, die Italien auf ihn ausüben könnte; er werde nur finden, was er mitbringe; er werde, unter dem ängstlichen Bestreben, viele einzelne Resultate mit nach Hause zu nehmen, dem Ganzen nicht Zeit und Raum lassen, sich als ein Ganzes in seine Phantasie einzuprägen.¹⁾ Humboldt besaß mehr von jener ruhigen und anspruchslosen, dem Gegenstande sich hingebenden Empfänglichkeit, als der Freund ihm zutraute. Er war inzwischen um mehrere Jahre älter, reifer, ruhiger geworden. Er hatte durch Reisen reisen und sehen gelernt. Spanien und Frank-

1) An Körner, im Briefwechsel IV. 46.

reich hatte ihn auf Rom vorbereitet. Rom selbst endlich lehrte, ja es nöthigte ihn unwiderstehlich zu einem Verhalten, wie Schiller es gewünscht hatte. In seiner subjectiveren Weise empfand und erfuhr er dasselbe in Rom, was vor ihm Winkelmann und Götthe empfunden. „Kein Ort,“ so bekräftigte er nachmals die Götthe'schen Aeußerungen, „verträgt sich so wenig als Rom mit dem an sich lobenswerthen Eifer des Reisenden, der rastlos alles Einzelne zu sehen, die daraus geschöpfte Belehrung mit hinwegzunehmen strebt, und fertig zu sein glaubt, wenn er die Reihe des Sehenswürdigen auf diese Weise durchgemacht hat. Rom verlangt Ruhe, und daß man die Erinnerung der Nothwendigkeit der Rückreise, wie fest sie bevorstehe, möglichst fern halte. Man muß sich erst selbst leben, ehe man ihm leben kann, sich dem Eindruck still und ungestört überlassen.“ Auch er empfand in Rom und empfand es später Götthe nach, daß „man nur in Rom sich auf Rom vorbereiten könne;“ nicht, nach Schiller's Ausdruck, „wie ein Eroberer,“ sondern wie ein nun erst in seine eigentliche Heimath Gekommener lebte er daselbst; all' die „Maschinen und Geräthschaften,“ mit denen er sich ausgerüstet hatte, warf er von sich; er nutzte und studirte die römische Existenz, indem er sie auf sich wirken ließ, und er ließ sie auf sich wirken, indem er sie genoß. Seine Absicht und mehr noch als seine Absicht, sein unfreiwilliges Thun bestand darin, „sich frei dem reinen Genusse der sich so lieblich allen Sinnen erschließenden und doch eine so unergründliche Tiefe darbietenden Erscheinung zu überlassen.“ Er war wie Wenige zum Genießen organisiert: Rom machte ihn zum Meister in der Kunst des Genusses. „Kommen Sie mit,“ so ladet er von Weitem in einem seiner Briefe an Wolf den philologischen Freund zu einem Mondscheinspaziergang in's Coliseum ein, „kommen Sie mit und genießen. Seien Sie nur erst wenige Wochen hier, und der Lotos wird bald gegessen sein. Auch die mühevollen Ideen von Arbeit werden verschwinden. Sie werden nur genießen wollen und sich im Genuß mehr als in der Arbeit gefallen.“ Auf Spaziergängen, so berichtet er demselben in einem späteren Briefe, in den himmlischen Gegenden um den Albaner See und am Fuß des Mons Albanus, stecke er den Homer in die Tasche und lese ihn mit unglaublichem Vergnügen. Ueberhaupt führe er „ein unendlich genußreiches Leben.“ Seine Arbeiten hinter sich, gehe er in's Freie, lese,

denke und träume. „Ich glaube wirklich,“ fährt er fort, „man genießt das Leben nur hier. Der Genuß wird hier ein fruchtbares Geschäft, und weckt eine Art von Verachtung gegen die Thätigkeit. Das werden Sie nicht sehr lobenswürdig finden, mein theurer Freund, aber es ist wahr, und was giebt es auch eigentlich Höheres, als sich und die Natur, die Vergangenheit und die Gegenwart genießen? Nur wenn man das thut, lebt man für sich und für etwas Wahres.“

Ein so gefaßter, von den edelsten Motiven begeisterter und von den höchsten Interessen durchzogener Genuß war nicht der Feind geistiger Thätigkeit: er förderte dieselbe, indem er sie adelte. Die Wahrheit ist, daß in dem römischen Elemente die Arbeit selbst zum Genuß und der Genuß erspriesslich wie Arbeit wurde. „In keiner anderen Umgebung“ — um wieder Humboldt selbst reden und ihn mit der römischen Existenz zugleich sich selbst schildern zu lassen — „in keiner andern Umgebung geht aus der reinen und wahren Empfänglichkeit so unmittelbar auch die geeignete Thätigkeit hervor, es möge sich nun Neues durch neues Studium entwickeln, oder man möge fortreiben, was man zu treiben gewohnt war, den Gedanken, Gefühlen, Bildern nachhängen, welche zu Hause die Seele am lebendigsten bewegten.“ Rom, sagt er ein andermal, könne nur gefaßt werden, indem man das Beste in seinem Innern in Bewegung setze: „es weckt aber auch die Stimmung, die es fordert, und die besten und edelsten Kräfte gehen dort in reger und freudiger Thätigkeit auf.“ In solcher dem Genuße wahlverwandter, ja, mit ihm identischer Thätigkeit erging sich denn auch er. Er trieb fort, was er zu treiben gewohnt war; er hing mit neuer Liebe den Ideen nach, die ihn längst und überall bewegt hatten. Indem er sein ganzes inneres Leben nach Rom wie in ein zweites geistiges Vaterland versetzte, so hatte er auch die Studien und Arbeiten dahin versetzt, die dieses Leben füllten. Zur Seite und mitten in jenem Genuße, dem er sich hingab, setzte er die Beschäftigungen fort, die er seit Langem begonnen, begann er neue, die sich freiwillig an diese angeschlossen. Nur allmählig zwar fand er zwischen Amtsgeschäften und zwischen der Macht des ersten Eindrucks Raum, Muße und Stimmung dazu. Neu und ungewohnt waren ihm jene, neu und ungewohnt der wunderbare Ort. Das erste halbe Jahr in Rom kam ihm hart vor; erst nach dieser Novizenzeit kam er mit seinen Ar-

beiten in's Geleise. Nun war er, das Alterthumsstudium anlangend, schon so gut orientirt, daß er Wolf über die literarischen Zustände und die philologischen Größen Roms ausführliche Auskunft geben konnte. Nun war er bereits orientirt über die römische Topographie, dachte aber freilich im Ganzen wie Göthe, daß es ein undankbares und unerfreuliches Geschäft sei, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben.“ Seine römischen Excursionen waren überwiegend genußreiche Spaziergänge; nur daneben konnte er es, nach seiner Gründlichkeit und seinem philologischen Gewissen, nicht unterlassen, sich zu unterrichten, wie Nardini, oder Zoëga oder ein anderer Gelehrter diesen oder jenen Platz bestimmt habe. In demselben heiteren Stil, in demselben liberalen Sinn betrieb er das Alterthumsstudium überhaupt. Er machte die Erfahrung, daß Rom ein für eigentliche Studirthätigkeit keinesweges günstiger Ort sei. Es war mit literarischen Hilfsmitteln übel bestellt in einer Stadt, wo „nur alle halbe Jahrzehnde ein Buch geschrieben und dann die übrige Hälfte davon gesprochen wird.“ In dieser Beziehung vermiste er nur zu sehr die Bereitwilligkeit und zuvorkommende Gefälligkeit, die er in Paris angetroffen. Selbst die öffentlichen Bibliotheken erschienen ihm als verschlossene Schätze, deren Benutzung ebenso unbequem wie zeitraubend sei. Zum Glück machte er zugleich die zweite Erfahrung, daß Rom eine gewisse andere Art des Studirens desto mehr begünstige, und zum Glück war er selbst für diese andere Art ganz vorzugsweise aufgelegt. In der Vaticana suchte der grämliche Niebuhr „seine besten Freuden.“ Humboldt suchte sie da nicht. Selbst in die Museen und Gallerien kam er selten; um Basreliefs, Münzen und Gemmen kümmerte er sich wenig. Sein eigentliches Leben war, „die Totalität der Römergeschichte und des Römerlebens im Kopf, in Rom herumzugehn.“ Er hatte wieder, wie in Auleben, nur eine Tafelbibliothek; er las wieder, wie in Auleben, die Alten. Zunächst und vor Allem die Römer, bald auch die, deren Geist den römischen Boden mitbelebte, die Lehrer der Römer, die Griechen. Er las sie nicht blos, sondern von Neuem, und mächtiger als je, erfaßte ihn das Verlangen, sie nachzubilden und „in sein geliebtes Deutsch“ zu übertragen. Hier in Rom sei, sagte er später, gleichsam der Boden selbst mit dem Sinn der antiken Kunstwerke geschwängert und scheine sie unerschöpflich, wie Bäume und Früchte zu tragen. Er empfand

dasselbe in Beziehung auf die alten Autoren. Schöpfungs- und gestaltungslustig regte sich ihr Geist in seiner eignen Brust; in das Leben, das ihn hier umgab und das aus dem Boden emporstieg, tauchte er sie ein. Er „schwärmte in alten und neuen, meist Dichtern herum.“ Er kehrte vor Allem zu seinen Lieblingsdichtern zurück. Er nahm seine Pindar- und seine Aeschylusübersehung wieder auf.

Frühzeitig, wie wir sahen, hatte sich seine Liebe zu den beiden tieffinnigsten Dichtern des Alterthums festgesetzt. Nicht blos der philosophische Charakter derselben, auch nicht blos die Verbindung ihres Tiefsinns mit zarter Anmuth und mit kühner Erhabenheit hatte ihn angezogen. Was seine Vorliebe entschied, waren zwei andere Eigenschaften, durch die sich beide Dichter seinem eignen Wesen auf's Engste anschmiegen. Von allen Künsten sprach ihn außer der Poesie am meisten die Plastik an; am wenigsten die Musik. Wie schon bemerkt aber: nur das äußere, nicht das innere Organ für die Musik ging ihm ab. Es ist gesagt worden, daß Raphael ein großer Maler gewesen wäre, auch wenn er ohne Hände geboren worden. Gleich uneigentlich mag man sagen, daß Humboldt, ohne musikalischen Sinn, eine musikalische Natur war. Plastisch-musikalische Dichter aber sind sowohl Aeschylus wie Pindar. Wiederholt macht Humboldt darauf aufmerksam, daß das Band, welches die locker gefügten Theile der Pindarischen Siegeslieder zusammenhalte, in der Stimmung der Empfindung und der Phantasie zu suchen, daß die Einheit derselben eine wesentlich musikalische sei. Er deutet anderwärts an, ein wie großer Meister Pindar in der gleichsam plastischen Darstellung, in der mit wenigen und kühnen Strichen gelingenden Charakteristik sei. Dieselbe Begegnung der scheinbar am weitesten auseinanderliegenden Vorzüge fand er bei Aeschylus. Er verbreitet sich hierüber ausführlich in seiner Vorrede zur Agamemnonübersehung, und verräth uns damit, was ihm ästhetisch am meisten an dem Tragiker und an dem Lyriker reizte. Es ist dies, daß auf der Einen Seite bei'm Aeschylus durchaus das Melische vorwaltet, die blos „gestaltlose Anregung von Empfindungen,“ während auf der andern Seite „mit der größten Festigkeit und Bestimmtheit auftretende Gestalten hingestellt werden.“ Wir werden im Agamemnon, sagt der Uebersetzer, durch den Chor „wie mit schweremüthigen Melodien“ erfüllt; auf diesen Grund aber treten die

großen Gestalten der Tragödie, und so zwar, daß sie als der schönste Vorwurf für die plastische Kunst erscheinen, — eine Verknüpfung musikalischer und plastischer Eindrücke, „die der neuen Dichtkunst fremd, und so auffallend groß und ergreifend nur in Aeschylos und in Pindaros ist.“

Hing aber Humboldt aus diesen Gründen mit stätiger Vorliebe an diesen Beiden, so hing er gleich trennend an dem Vorhaben, sie zu verdeutschten. Das Uebersetzen überhaupt war ihm an's Herz gewachsen. Soweit gerade reichte der poetische, und so weit gerade der productive Drang in ihm. Schon in seiner „Skizze über die Griechen“ hatte er dem Uebersetzen einen besonderen Paragraphen gewidmet und dieser Beschäftigung einen Platz in der Reihe der Alterthumsstudien angewiesen. Er hatte sich vor seiner Bekanntschaft mit Wolf im Uebersetzen versucht; er hatte später, obgleich ihn Wolf nicht eben aufmunterte, nicht davon abgelaßen. Er hatte übersetzt, wenn er sonst nichts that; er hatte zum Uebersetzen immer noch Raum gehabt, wenn er noch so viel Andres that. In Auleben und in Jena, in Berlin und wieder in Jena war übersetzt, der Pindar wenigstens war auch in Wien, Paris und Madrid nicht vergessen worden. Den Aristophanes und verschiedene lyrische Stücke hatte er versuchsweise, den Pindar und Aeschylus in der Absicht nachgebildet, den Einen ganz, von dem Andern den ganzen Agamemnon zu geben. Während des ersten Jenenser Aufenthalts arbeitete er an einer Probe-Ode und meinte später, als er die neunte pythische Ode zu Stande gebracht hatte, in dieser Manier in Einem Jahre den ganzen Pindar vollenden zu können. Während des zweiten Jenenser Aufenthalts sahen wir ihn eifrig über dem Agamemnon; er war damals entschlossen, noch vor Ablauf eines Jahres die ganze Tragödie dem Publicum vorzulegen. Und stets war er an diese Uebersetzerarbeiten aus dem gleichen Grunde und in dem gleichen Sinne gegangen. Wesentlich anders verhielt er sich dazu, als zu allen seinen sonstigen Arbeiten, anders zur Uebersetzung, als zu der projectirten Charakteristik des Pindar. Nicht schwankend nämlich, zaudernd und unschlüssig, sondern enthusiastisch, wie der Dichter, in dem sich der Gott regt. „Alle Lust zu übersetzen,“ schrieb er z. B. an Wolf, „entsteht bei mir aus wahrhaft enthusiastischer Liebe zum Original.“ Ein andermal spricht er von der Uebersetzerlust wie von

einer „Wuth,“ die ihn „rasend anfalle.“ Er will, als er den Agamemnon begonnen, angeben, wie er auf diese „gar eigentlich unübersetzbare“ Tragödie gekommen sei; „aber darauf,“ sagt er, „giebt's eigentlich keine Antwort: ἀέκων ἀέκοντι γε δόμω. Die Lust hat mich ergriffen, ich habe angefangen, ich kann nicht davon kommen. So lange ich wie jetzt gestimmt bin, müßte ich mich mit Gewalt losreißen.“ „Diese Uebersetzung,“ schreibt er in einem späteren Brief, „liegt mir unglaublich am Herzen, und ich habe mich nie für eine Arbeit so interessirt gefunden.“

War es ein Wunder, daß er in Rom die liebsten seiner Dichter und die liebsten seiner Arbeiten wieder versuchte? — ein Wunder, daß er nun erst recht von dem Gefühl des Genusses, von der begeisterungsvollen Lust ergriffen ward, die er bei dieser Beschäftigung stets empfunden hatte? Er habe, meldet er an Wolf, auch wieder ein Paar Pindarische Oden übersetzt, und sei nicht abgeneigt, wieder ganz ernstlich daran zu gehn. Aber nicht eigentlich als eine Arbeit behandle er diese Uebersetzung, — „oder vielmehr ich behandle sie als eine unnütze Arbeit, und mache mich nur daran, wenn ich der Lust nicht widerstehen kann. Seit einigen Monaten ist sie groß in mir gewesen.“ So schrieb er den 16. Juni 1804, aus Rom. Später im Jahre floh er die durch die Hitze des Sommers verpestete Luft der Stadt und genoß des Landlebens und der Einsamkeit im römischen Gebirge. Von Aricia nur durch eine Schlucht getrennt, zieht sich auf einem Berggrücken das reizende Albano hin. Wen die Wälder und Berge, das Wasser und der Himmel dieser Gegend nicht zum Träumer und Müßiggänger machen, den machen sie zum Maler oder Poeten. Hier war es, wo auch Humboldt träumte und dichtete: in Albano wurde der vor acht Jahren begonnene Agamemnon vollendet und die früher niedergeschriebenen Partien umgearbeitet. Während die Pindarübersetzung nie zu Ende gebracht wurde und die erschienenen Proben nur erst aus dem Nachlaß des Uebersetzers durch weitere Mittheilungen ergänzt worden sind,¹⁾ so war die Agamemnonübersetzung bestimmt, noch bei Humboldt's Lebzeiten veröffent-

1) G. W. II. 264 ff.; im Ganzen zwölf vollständige Oden und drei angefangene. Die Agamemnonübersetzung (Leipzig bei Fleischer 1816. 4.) in den G. W. III. 1 ff.

licht zu werden. Am liebsten hätte er sie mit kritischen Noten zum griechischen Texte von Wolf herausgegeben. Er verhandelte darüber mit Wolf, bald nach seiner Rückkehr aus Italien. Darüber jedoch und über dem Aendern verzögerte sich die Herausgabe. Kein Jahr verging seitdem, ohne daß er an dem deutschen Texte gebessert hätte. Das Nonum prematur in annum war zweimal erfüllt, als endlich im Jahre 1816 die Uebersetzung dem Druck übergeben ward. Unter den heterogensten Beschäftigungen, in den wenig freien Augenblicken, welche die ihm damals übertragenen politischen Verhandlungen ihm ließen, hatte Humboldt in Frankfurt a. M. die letzte Feile an sein Werk gelegt. Zwei Abhandlungen, eine über das Wesen und die Dekonomie des Agamemnon, und eine über die tragischen Silbenmaasse hatten ursprünglich die Uebersetzung begleiten sollen: in einer kürzer gefaßten Einleitung begnügte er sich jetzt, eine allgemeine Würdigung und Analyse des Stücks, verbunden mit Bemerkungen über die Aufgabe des Uebersetzens und über die Nachbildung der griechischen Metra zu geben. Der Dienst, den er ehemals von Wolf erwartet hatte, war ihm nun von einem in Sachen des Aeschylus nicht minder kompetenten Manne, von G. Hermann geleistet worden. Gewidmet aber hatte er die Uebersetzung der treuen Gefährtin seiner griechischen Studien, — ihr, von der er eben jetzt wieder wie 1804 in Albano getrennt war.

Immer dieselben waren somit die Vorwürfe, immer gleich war die Lust des Uebersetzens geblieben. Humboldt führte in Rom und Albano fort, was er in Erfurt, Anleben und Jena begonnen; er brachte in Frankfurt zum Abschluß, was er in Albano wiederaufgenommen. Aber nicht gleich war er sich in den Principien und in der Methode des Uebersetzens geblieben. Wenn wir ein andeutendes Urtheil über den Werth dieser Arbeiten wagen, so knüpfen wir es an deren Geschichte.

Der erste Versuch, welchen Humboldt im Pindarübersetzen machte, unterschied sich nur wenig von dem, welchen Schiller mit dem Euripides machte. Es war zwar nicht wie die Schiller'sche eine bloß mittelbare Uebersetzung; wie jene indeß war es weniger eine gelehrte als eine dichterische Arbeit, mehr eine poetische Paraphrase als eine treue Uebertragung und Nachformung. Sie war „in glücklicher Unwissenheit“ der Schwierigkeiten, ohne Kenntniß der Pindarischen Me-

tra, im freien Drange der Begeisterung, nach keinerlei festen Grundsätzen entstanden. Aus dieser Unwissenheit riß ihn erst Schneider's Versuch über den Pindar. Er sah nun, wie wenig Pindarisch seine deutschen Versmaasse seien. Er ging nun erst an die Lectüre des ganzen Pindar und vor Allem an ein selbständiges Studium des Pindarischen Versbau's: erst wenn er hierüber mit eigenen Augen klarer sehe, wollte er das Uebersetzen von Neuem versuchen. Er trat auf diese Weise in sein zweites Uebersetzerstadium. Mit dem poetischen Motiv verband sich das philologische. Das Ziel, das er sich vorsetzte, bestand darin, für den Pindar zu leisten, was Wolf, dessen Kunst er auf's Höchste bewunderte, für den Homer geleistet hatte. Seine Liebe indeß für Pindar's Poesie und sein Verständniß des Pindarischen Geistes überwog immer noch, auch nach längerem Studium, bei Weitem sein Verständniß der Pindarischen Formen. Der Einfluß Schiller's machte, daß die Poesie ihr Recht zur Seite der Philologie behauptete. So kam es, daß er noch in Auleben die vierte pythische Ode in einem Versmaass übersetzte, welches mit dem des Originals zwar in der Wiederkehr ähnlicher rhytmischer Perioden, nicht aber in Absicht der einzelnen Verse übereinstimmte. So kam es, daß er in Jena zwischen freierer Uebertragung und strengerer Nachformung hin- und herschwankte. Eine Probe der letzteren sollte die erste pythische Ode werden: er folgte bei ihrer Uebersetzung den gewonnenen metrischen Einsichten. Aber Wolf war wenig mit diesem Specimen zufrieden, und Humboldt selbst konnte nicht leugnen, daß die Ode an holprichen Stellen und matten Uebergängen leide. Unter der auf das Einzelne und auf die Form gewandten Sorgfalt hatte das Ganze gelitten und war das Feuer und der Schwung, der in früheren Versuchen herrschte, verloren gegangen. Von Neuem wandte er sich daher zu der früheren laxeren Weise; ja er verzweifelte daran, daß ihm noch je eine Ode in dem gebundenen Metrum gelingen werde. Eine ähnliche Stellung in der Mitte zwischen philologischen und ästhetischen Rücksichten gab er sich sofort dem Aeschyleischen Agamemnon gegenüber. Er ließ es sich sauer werden, die Ehre des Stückes metrisch nachzubilden, so sehr, daß Schiller schon damals die Uebersetzung schwer, hart und undeutlich fand; aber er verfuhr dennoch nichts weniger als pedantisch oder rigoristisch dabei. Die Trimeter des Dialogs setzte er sogar in zehn- und eilffüßige

Jamben um, bis ihn erst im Verlaufe der Arbeit die Schwierigkeit und Unangemessenheit dieser Aenderung zu größerer Treue gegen das Original zurückführte. Aber auch so noch ging seine Absicht nicht auf eine philologische Uebersetzung, „die man Zeile für Zeile erhärten möchte,“ sondern auf eine „ästhetische und charakteristische, eine, die die Schönheit und den Eindruck wiederzugeben strebt;“ darum zumeist war es ihm zu thun, „den Ton und Geist des Ganzen nicht zu verfehlen;“ nur in diesem Sinne hoffte er treuer als Boß zu übersetzen, und so sehr hielt er diesen Gesichtspunkt für den richtigen, daß er ein für alle Mal die Gattung aufstellen zu können glaubte, in welcher die Tragiker übersetzt werden müßten. Merkwürdig genug, bei der einzigen Arbeit, die er mit größerer Zuversicht und mit einer Art Selbstvertrauen betrieb, kamen ihm die Bedenken, durch die er sich sonst selbst im Produciren zu stören pflegte, von Anderen. Weder Schiller'n noch Friedrich Schlegel, noch Wolf that der Agamemnon ein Genüge, und, was das Schlimmste war, die Tadler tabelten aus ganz verschiedenen, ja aus entgegengesetzten Gründen. Dennoch behauptete sich Humboldt, ihnen Allen gegenüber, in der Idee, die er einmal von seiner Aufgabe gefaßt hatte: er war entschlossen, sich in die Mitte der verschiedenen Forderungen zu stellen, zuletzt aber das Ganze durch einen abschließenden Nachspruch für fertig zu erklären.

Wir wünschten, er hätte es gethan. Und zwar am besten wahrscheinlich, wenn er die Agamemnonübersehung in der Gestalt veröffentlicht hätte, die er ihr in Albano gab. Wir sind, wir gestehen es, von Humboldt's Pindarübersehung in hohem Grade eingenommen. Alles in Allem genommen, geben wir ihnen den Vorzug vor jeder anderen, die uns noch zu Gesicht gekommen. Es ist wahr, sie sind nicht frei von Fehlern des Sinnes; es ist nicht schwer, in den älteren sogar grobe grammatische Verstöße nachzuweisen. Von dergleichen Flecken mögen spätere Uebersetzungen, wie wir sie z. B. von Thiersch und Mommsen besitzen, bei Weitem weniger entstellt sein: nehmen wir an, sie seien vollkommen correct. Einen Vorzug ferner haben die Letzteren gewiß. Erst im Jahre 1809 erschien die Schrift von Böckh über den Versbau des Pindaros. Durch diese sowie durch die späteren Böckh'schen Arbeiten über den Pindar erfuhr die Kenntniß der Pindarischen Metrik eine gänzliche Umwäl-

zung. Humboldt konnte die neuen Ergebnisse dieser tief eindringenden Forschungen noch nicht wie seine Nachfolger benutzen, er stand auf den unzulänglichen Resultaten seiner eignen Studien und auf den Principien der Hermann'schen Metrik. Nichts desto weniger, ja vielleicht gerade deshalb, sind die meisten der von Humboldt übertragenen Oden nach Sinn und Inhalt, und sind einige sogar nach dem rhythmischen Eindruck wahrhaft Pindarisch. Sie zeigen, — um einen Ausdruck von Otfried Müller zu brauchen —, jene Freiheit in der Treue, ohne welche das Uebersetzen eine Knechtsarbeit ist. Sie verdienen ganz das Lob, welches Humboldt allein für sie in Anspruch nahm, das Lob „Pindar's ächten Ton nicht verfehlt zu haben.“ Mit allen Mängeln und bei aller Ungleichheit leisteten sie in der That, was sie leisten sollten: — bis eine eigentlich gute Uebersetzung komme, einen Begriff von demjenigen griechischen Dichter zu geben, der uns nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit weitaus am fremdartigsten anspricht. Und dies leisteten sie, wie uns dünkt, besser als die correcteren und metrisch treueren, welche später versucht worden sind; noch immer, wie uns dünkt, ist die „eigentlich gute Uebersetzung“ nicht erschienen, der sie den Platz räumen müßten. Gerade in Rom war Humboldt in der rechten Stimmung und auf dem richtigen Standpunkt des Uebersetzens angelangt. Poetisch getragen von der Gunst des Orts, war er zugleich in Beziehung auf die metrische Behandlung zu einer größeren Consequenz und Gesetzmäßigkeit gelangt, zu einer Gesetzmäßigkeit, die doch eine gewisse Liberalität nicht ausschloß und das Große nicht dem Kleinen, den Geist nicht der Form, die Worte nicht den Silben und die Kunst nicht der Künstlichkeit opferte. Aber andere Grundsätze und eine andre Methode griffen mehr und mehr Platz. In dem Compromiß zwischen ästhetischen und philologischen Rücksichten gewannen die Letzteren die Oberhand. Von Jahr zu Jahr seit jener Redaction von Albano wurden namentlich die metrischen Principien Humboldt's strenger und pedantischer. Ohne das geniale Sprachgeschick und die Leichtigkeit Wolf's zu besitzen, ward er in seinen Forderungen an den Uebersetzer, was die Versbehandlung anlangt, noch unnachsichtiger als dieser. Er hatte früher wiederholt beklagt, daß ihm das eigentlich Technische des Dichters zu sehr fehle und ihm daher das Uebersetzen ungeheuer viel Zeit koste; er sei kein „Verskünstler“ wie Boß; nur für denjenigen sei das Uebersetzen keine un-

danfbare Arbeit, wenn es so meisterhaft gelinge wie dem Uebersetzer des Homer. Anders in späterer Zeit. Gerade zum Verstümmelter wurde er nun. Er zwang sich, correcter zu sein als Voß. Er ging aus von dem Imperativ der Regel; ihr zu genügen, werde sich Lust und Phantasie schon einen Ausweg suchen. Keinem Nothbehelf und keiner auch nur halb ungenauen Quantität gab er Pardon: bis an die Grenze der Geschmacklosigkeit trieb er die Mäkelei mit Silben und Worten.¹⁾ Seine Grundsätze wurden von gleicher Strenge, vielmehr sie waren es immer schon gewesen in Absicht auf die innere Treue des Uebersetzens. Daß der Uebersetzer schreiben müsse wie der Originalverfasser in der Sprache des Uebersetzers geschrieben haben würde, diese oft gehörte Forderung bezeichnete er mit Recht als verkehrt, ja als sinnlos. Er verlangte mit Recht, daß bei jeder Uebersetzung das Fremde gefühlt werden müsse. Gerade das Mehr oder Weniger jedoch ist hier das Entscheidende, und wie weit Humboldt darin ging, erhellt daraus, daß ihm Wolf's Grundsätze zu lax waren und daß er dessen Aristophanesübersehung zu modernisirt fand.

Aus solchen Ansichten ging die letzte Recension des deutschen Agamemnon hervor. Correct wie diese Uebersetzung ist, trägt sie die Spuren des Pedantismus und der Mühsamkeit an sich. Sie ist so versgenau, daß sie steif und unverständlich wird. Humboldt selbst verhehlte sich nicht, daß er über dem mühsamen und immer erneuten Bestreben, „Alles zu entfernen, was nicht gleich schlicht im Texte stand“ der Leichtigkeit und Klarheit seiner Uebersetzung Abbruch gethan. Aber er wußte nicht, in welchem Umfang dies der Fall sei, wenn er wenigstens keine aus schwankendem Wortgebrauch oder schielender Fügung herstammende Dunkelheit in seiner Arbeit enthalten glaubte. Sie ist voll von ungewöhnlichen Wortstellungen, von gezwungenen Constructionen, von syntaktischen Härten jeder Art. Gewöhnliche, des Griechischen unkundige Leser werden die ganze Uebersetzung lesen können, ohne daß sie mehr davon verständen, als wenn sie die Verse des Originals recitiren hörten: sie werden Griechisch in deutschen Worten und Lettern vor sich zu haben meinen. Wer sie

1) S. namentlich den Brief, mit welchem er seine Agamemnonübersehung an Wolf übersandte (G. W. V. 297.) und seine Kritik von Wolf's Uebersetzung einer Ovidischen Elegie, ebenda. S. 298 ff. außerdem S. 295.

mit philologischem Auge liest, wird die Kunst und Treue und vielleicht mehr noch die Mühe und Sorgfalt des Uebersetzers bewundern. Wer sie mit metrisch-geübtem Ohr anhört, wird von dem Wohlklang der Verse, von der Schönheit namentlich der Anapästien bezaubert werden. Von der Begeisterung aber, mit welcher einst Wolf's Zuhörer der ersten Vorlesung des Humboldt'schen Manuscripts durch Wolf bewohnten, gehörte das Meiste ohne Zweifel der jugendlichen Einbildung und einem liebenswürdigen Selbstbetrüge an. Denn man sei mit der Weise des Aeschylus und mit dem griechischen Texte noch so vertraut, so werden alle Einzelvorzüge den Unbefangenen niemals über die ungenießbare Härte des Ganzen hinweghelfen; immer wird der Gesamteindruck — um mit einem neueren Uebersetzer der Orestie zu reden — der einer Strenge sein, die darum nicht minder herb ist, weil sie oft mit Glück dem griechischen Meister abgelauscht ist.

In der That, daß es in erster Instanz darauf ankomme, den Sinn und Geist dieses Meisters wiederzugeben, das war bei aller Verkümmertei und allem metrischen Rigorismus immer noch Humboldt's Meinung. Seine Absicht war nicht, den Geist den Worten und den Charakter des ganzen Stücks dem Gewicht und Klang der einzelnen Silben zum Opfer zu bringen. Wie tief er den sittlichen und den ästhetischen Werth des Agamemnon empfand, beweist die Einleitung seiner Uebersetzung. Selbst seine Härten endlich sind fast nie Geschmacklosigkeiten. Es ist ein unermesslicher Abstand zwischen den Massivitäten des Bossischen Dolmetschens und zwischen der gezwungenen Form des Humboldt'schen Agamemnon. Die Fehler des Letzteren stammen nicht aus Plumpheit, sondern aus übergroßer Feinheit. Nicht, daß Humboldt den geistigen und den Schönheitsgehalt des Originals gering geachtet oder ihn aus ästhetischer Stumpfheit nicht empfunden hätte: er war so feinführend, im Gegentheil, und von so zarter Aufmerksamkeit, daß er ihn bis in die letzten Elemente der Composition nachging, daß er ihn noch da empfand, wo gröber organisirten Naturen die Wahrnehmung dafür ausgeht. Aus demselben Grunde, der ihn die Philosophie der Geschichte an der Physiognomie und den Nationalcharakter der Franzosen an ihrer Schaubühne studiren ließ, aus demselben Grunde glaubte er mehr als die Hälfte von dem Geiste des Aeschylus zu erfassen, wenn er sich ganz in seine Sprache vertiefte und mit der äußersten Sorgfalt

seinen Versbau wiedergäbe. Nicht deshalb ist seine Agamemnonübersehung in ihrem Gesamteindruck so unbefriedigend und so wenig im Stande, dem Laien einen Begriff vom Original zu geben, weil sie das Wesentliche dem Zufälligen opferte, sondern deshalb, weil sie von dem Wesentlichen das Tiefste und Zarteste mehr als das Große und Augenfällige, das alles Uebrige tragende, aber versteckte Fundament mehr als das über dem Boden stehende Gemäuer berücksichtigt.

Die Wahrheit ist: die Humboldt'sche Uebersetzung ist unter dem Einfluß seiner überwiegenden Aufmerksamkeit auf die Sprache entstanden; sie trägt die Spuren seiner Ueberzeugungen von dem Wesen der Sprache; sie verräth uns durch ihre Tugenden wie durch ihre Mängel seine linguistischen Studien.

Man denkt mit Unrecht, sagt die Einleitung zur Agamemnonübersehung, immer Alles im Geistigen zu finden. „Mir hat es immer geschienen, daß vorzüglich der Umstand, wie sich in der Sprache Buchstaben zu Silben und Silben zu Worten verbinden, und wie diese Worte sich wieder in der Rede nach Weile und Ton zu einander verhalten, das intellectuelle, ja sogar nicht wenig das moralische und politische Schicksal der Nationen bestimmt oder bezeichnet.“ Wer so groß von der Bedeutung der Sprache und ihren prosodischen Eigenschaften dachte, — was Wunder, wenn der auch den Geist eines Kunstwerks vorzugsweise in und mit den sprachlichen und rhythmischen Elementen desselben zu besitzen meinte? Humboldt dachte den Geist des Aeschylus auf deutschen Boden zu verpflanzen, wenn er nur vor Allem den Geist seiner Sprache innerhalb der deutschen Sprache wieder erweckte. Sein Uebersetzen ging aus dem tiefsten Respect vor der fremden und aus der innigsten Liebe zu der Muttersprache hervor. Abermals in der Einleitung zum Agamemnon spricht er sich über den Zweck des Uebersetzens aus. Einmal, natürlich, findet er diesen Zweck darin, daß auch den nicht Sprachkundigen neue und andre Formen der Kunst und der Menschheit zugeführt werden; sodann aber, und vorzugsweise, findet er ihn darin, daß die Bedeutsamkeit und Ausdrucksfähigkeit der eigenen Sprache erweitert werde. Er übersetzt also aus ästhetisch-anthropologischen: er übersetzt noch viel mehr aus linguistischen Motiven. Was ihn aber besonders dazu reizt, ist die Ansicht, die er gerade von dem Ver-

hältniß der deutschen zur griechischen Sprache gefaßt hat, — die Ansicht, der wir bereits in jenen während der spanischen Reise gedichteten Distichen begegnet sind. Den Griechen vor allen, heißt es in der Agamemnoneinleitung, war in Beziehung auf die Sprache „das glücklichste Loos gefallen, das ein Volk sich wünschen kann, das durch Geist und Rede, nicht durch Macht und Thaten herrschen will.“ Die deutsche Sprache aber steht unter allen neueren der griechischen am nächsten und besitzt am meisten den Vorzug, den Rhythmus derselben nachzubilden zu können; „wer Gefühl für ihre Würde mit Sinn für Rhythmus verbindet, wird streben, ihr diesen Vorzug immer mehr zuzueignen.“ Und so preist er die Verdienste von Klopstock und Voß. Durch eine sprachlich-rhythmische Uebersetzung ringt er, und ringt mit Erfolg nach demselben Verdienst. Sein Agamemnon ist nicht, wie der Vossische Homer, ein Gewinn für unsere Literatur, er ist ein um so entschiednerer Gewinn für unsere Sprache geworden.

Aber nicht erst im Jahre 1816 wurden diese linguistischen Gesichtspunkte die herrschenden, diejenigen, an die sich die philologischen und ästhetischen, die anthropologischen und geschichtsphilosophischen wie an ihren Mittelpunkt anknüpften; in Italien gerade und im Zusammenhang gerade mit seinen dortigen Uebersetzungsversuchen war ihm diese Ansichtsweise aufgegangen. Dasselbe was ihm Rom als Local, das wurde ihm, innerhalb dieses Locals, in wissenschaftlicher Hinsicht die Sprache. Sie wurde der geistige Ort, in welchem sein ganzes Wesen, wie nie zuvor, sich befriedigt fand. Er eröffnete sich darüber an Wolf in demselben Briefe, in welchem er ihm Auskunft über seine wiederbegonnenen Versuche im Pindarübersetzen gab. „Im Grunde,“ so lautet das merkwürdige Geständniß, „ist Alles, was ich treibe, auch der Pindar, Sprachstudium. Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr und mehr in dieser Ansicht.“ Er vertiefte sich ebendeshalb und verbreitete sich mehr und mehr in den in Paris und in Spanien begonnenen linguistischen Studien. Was er seit der Vollendung des Agamemnon in Rom arbeitete, waren Forschungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft. Zu den Untersuchungen

über das Baskische kamen Untersuchungen über den Ursprung und die Verwandtschaft der europäischen Sprachen überhaupt. Noch mehr erweiterte sich der Kreis dieser Studien, als Alexander von Humboldt ihn mit Materialien zur Kenntniß der americanischen Sprachen versah, die er für den Bruder auf seiner Reise durch America gesammelt hatte. Auch Rom indeß, wie es innerlich Humboldt zur Entdeckung jenes linguistischen Gesichtspunkts angeregt hatte, so erwies es sich weiter den daraus erwachsenen Studien günstig. Wiederum bewährte es sich, daß es in Wahrheit ein Weltmittelpunkt sei. Durch jene Tendenz auf Katholicität und Beherrschung des Erdkreises, die das christliche Rom von dem alten Rom geerbt hatte, war das Institut der Propaganda in's Leben gerufen, und dieses Institut war auf Kenntniß der Sprachen der Welt begründet. Die christlichen Zwecke kamen den wissenschaftlichen Zwecken Humboldt's zu gute. Aus der reichen Bibliothek des Collegio Romano, sowie aus anderen römischen Büchersammlungen flossen ihm Schätze zu, die später der Fleiß und der Tieffinn des deutschen Gelehrten für die Wissenschaft der Sprachvergleichung und Sprachphilosophie zu verwerthen verstand.¹⁾

Nur die Dichtung war es, welche mit der Sprachwissenschaft das Recht und den Vorzug zu theilen fortfuhr, dem ganzen Bildungs- und Wesensreichthum dieses Mannes zum Träger zu dienen. Auch nachdem die Entdeckung gemacht war, vermittelt des Behülfers der Sprache alles Höchste und alles Tiefste zu durchfahren, fuhr Humboldt fort, sich in der poetischen Production zu versuchen. Den Nachbildungen des Pindar und Agamemnon traten selbständige Gedichte zur Seite. Nun erst entstand jene große Elegie, die an die Mauern Roms Alles anknüpfte, was ihn selbst bewegte. So individuell Humboldtisch indeß der Inhalt dieser Dichtung war, so war doch auch sie wenig mehr als eine Nachbildung. Leicht hört man auch in ihr wieder die Schiller'sche Weise hindurch. Man fühlt sich außerdem versucht, die Parallelstellen aus Horaz und Virgil zu bezeichnen, deren Anklingen dem Ganzen einen römischen Ton giebt.

1) A. W. Schlegel, im Intelligenzblatt der Jenaischen Allg. Liter.-Bz. 23 — 28. October 1805; Alex. v. Humboldt's und Bonpland's Reise, deutsche Ausg. I. 28; II. 215. 256. 257; vergl. bei Schlesier, II. 50. 104. 126. 127.

Das Gedicht ist das Werk eines Dilettanten. Es ist in ästhetischer Hinsicht schwächer als die Elegie aus der Sierra Morena. Die reim- und klangreiche, den Dichtern Italiens entlehnte Form versteckt mehr die innere poetische Schwäche, als daß sie sich natürlich dem Charakter der Dichtung anschmiegte. Denn jene sinnliche Fülle und jene Gluth der Phantasie gerade, welche die südliche Lyrik, im Einverständniß mit der Sprache des Südens, auf die bunten Versformen hinführt, geht dem philosophischen Dichter am meisten ab. Er empfindet tief, aber nicht lebhaft; er ist sinnlich, aber nicht üppig. Seine Elegie verdient ohne Zweifel den Vorzug vor derjenigen, welche vor ihm A. W. Schlegel über denselben Vorwurf an Frau von Staël gerichtet hatte. Einen „kalten Spaß“ nannte Knebel mit Recht die Letztere; es waren mit der Maschine gemachte Hexameter und Pentameter; Verse, die im Hindurchgehen durch das metrische Sieb von allem Empfindungsbeisatz vollends gereinigt worden waren. Die Humboldt'schen Stanzas, im Gegentheil, sind eher zu tief in das Element der Empfindung eingetaucht. Die graue Farbe des Gedankens und die unbestimmte des Gefühls ist zu wenig durch das energische Licht der Phantasie gehoben. Der klingende Reim und der Schmuck der Bilder ist nicht durch das Feuer der Begeisterung mit der elegischen Contemplation verschmolzen. Es fehlt dem Gedicht — und Humboldt selbst scheint das gefühlt zu haben — an Frische und Klarheit, an Concentration und an ergreifender Kraft.

Noch viel mehr drücken diese Mängel eine andere poetische Composition, auf die wir uns gleichfalls gelegentlich schon bezogen haben. Das Gedicht: „An Alexander von Humboldt“ war seine letzte Arbeit in Italien.¹⁾ Es entstand im September 1808 in Albano und war eine Erwiderung auf die Widmung an Wilhelm von Humboldt, welche der große Reisende seinen im Jahre 1807 herausgegebenen „Ansichten der Natur“ vorgesetzt hatte. Schon die mündlichen Schilderungen des Bruders hatten Wilhelm lebendig in jene transoceanische Welt versetzt. In geistreicher Darstellung, in einer Form, welche für die Naturwissenschaft so eigens geschaffen oder entdeckt war, wie die, welche einst Platon der Philosophie angebildet hatte, stellten sich jetzt die Naturbilder der alten und der neuen Welt vor die Phantasie

1) Veröffentlicht wurde das Gedicht zuerst in den G. W. I. 361 ff.

hin. Wie Alexander's Reise den sprachwissenschaftlichen, so erweiterte sie auch den allgemeinen Gesichtskreis Wilhelm's. In dem um die Hälfte größer gewordenen Bilde der Welt und der Menschheit erschien seine eigne Gedankenwelt in neuen Reflexen. Es drängte ihn, die Fülle neuen Stoffes und neuer Anschauungen dem Kern seiner eignen Ideen zu assimiliren. Der alte Gedanke einer poetischen Kosmogonie verband sich mit seinen Geschichts- und seinen philosophischen Ideen. Eine zusammenhängende Reihe innerer Eindrücke, durch die persönliche Beziehung auf den Bruder und auf sich selbst aneinandergeknüpft, ward in einem langen philosophischen Gedicht in Canzonenform vorgeführt. Der Gegensatz des rollenden Meeres und des starrenden Felsen eröffnet die Schilderung der aus dem Chaos sich entwickelnden Schöpfung. In die Schöpfung tritt sodann der Mensch. Vom Schicksal und der Natur begünstigt war das Jugendalter der Menschheit; im schönsten Bunde mit der Natur, in einem Lande voll Amuth, lebte das Volk der Griechen. Aber einen wie anderen Charakter zeigt die Natur in dem neu entdeckten Continente! Die Steppen, die Gebirge, die Wälder America's, das Pflanzen- und das Thierleben des neuen Welttheils wird sofort von dem Dichter in einem Gemälde vorgeführt, zu dem die Züge und Farben durchaus den Schilderungen des Bruders entnommen sind. Und wieder wendet er sich zu dem Menschen. Auch der Mensch nämlich ist in einer solchen Natur ein anderer. Es ist das Bild des Wilden, welches sich darstellt. Nur Ceres — so wird das Motiv von Schiller's eleusischem Feste wiederholt — nur die blondgelockte Ceres humanisirt den Menschen, nur sie bringt ihm die Segnungen des Rechts, der Freiheit, der bürgerlichen Civilisation. Den americanischen Küsten aber lag lange dieser Gaben Segen fern. Zwar auch dort blühte die Kunst; auch dort erblickt man noch heute die Trümmer hingestürzter Königspracht; aber namenlos gingen die despotisch regierten Völker und Reiche unter, indeß andre Völkerhorden, in den Wäldern schweifend, nur lebten, um zu leben und um sich wechselseitig zu vertilgen. Wie jedoch? Werden America's Wilde ewig Wilde bleiben? Wird ihr Dasein unfruchtbar verschwinden und wird „kein schaffend Volk sich ihrem Schooß entwinden?“ Auch die Pelasger waren einst Wilde; ebenso die Bewohner Germaniens, sie, welche jetzt, den Hellenen geistesverwandt, mit diesen um die

Palme der Bildung wettstreben. Wilder und üppiger freilich ist die americanische Natur; schwerer ist es, dies prangende und schwelgende Leben zu bewältigen oder zu formen. Sollen darum hier die Grenzen des Erdendaseins stehen? „Kann, wo Natur in vollem Reichtum pranget, nicht auch des Menschen Geist alleleuchtend glänzen?“ Man muß nicht glauben, daß die Schicksalsloose stets an gleichem Faden sich abspinnen. Unendlich und vielgestaltig ist das Leben der Gottheit; immer Neues entwickelt sich im Laufe der Zeit aus ihrem Schooße. Auch diesem Boden wird daher einst ein Volk entspringen, „das neuer Welt Gestalten zu neuer Form der Kunst und Weisheit prägt;“ edle Sprachen werden hier erblühen; die Zeit wird kommen, wo America dem Fremdling nicht mehr dient, sondern ihn nur duldet und schont. Denn nur wenn er am Geist der eignen, angestammten Sprache sich bildet, aus eignem Geschlecht frei und selbständig sich entwickelt, vermag der Mensch zu gedeihen: — „die alte Welt trug oft auf goldnen Schwingen der Sieg; die neue muß ihn jetzt erringen.“ Mit dieser Weissagung wendet sich das Gedicht wieder an den, dessen glückliche Rückkehr schon in den Anfangstropfen von dem Dichter gefeiert war. Du, theurer Alexander, so redet er den Bruder an, sahst beide Welten, „und wobst aus dem, was geistvoll Du erspähet, ein reiches, Weltenall umschlingend Band.“ Lebendig treten durch Deine Schilderungen, indem Du die Dichtung die Pfade der Wissenschaft zu gehen zwangst, die Wunder der neuen Welt vor unsre Augen. Du erschlossst zugleich den Blick in das innere Walten der Naturkräfte. Auch den Menschen vergaßest Du nicht in Deinem Bilde. Du verschmähtest auch nicht, auf die Laute der menschlichen Sprache zu achten; denn Du wußtest, daß auch sie den Stempel der Gottheit trägt:

„Glücklich bist Du gelehrt zur Heimathserde,
 Von fernem Land und Orinoco's Wogen.
 O! wenn — die Liebe spricht es zitternd aus —
 Dich andren Welttheils Küste reizt, so werde
 Dir gleiche Huld gewährt, und gleich gewogen
 Führe das Schicksal Dich zum Vaterherde,
 Die Stirn von neu errung'nem Kranz umzogen.
 Mir gnügt, im Kreis der Lieb', im stillen Haus,
 Daß mir den Sohn zum Ruhm Dein Name wecke,
 Mich einst Ein Grab mit seinen Brüdern decke!“

In Rom demnach gedachte Humboldt den Rest seines Lebens zuzubringen. So verwachsen war er mit seinem ganzen Wesen in die dortige Existenz, daß er den Fremden im Vaterlande wiederholt seinen Entschluß ankündigte, „Rom mit Willen nie wieder zu verlassen.“ Er hoffte, einst an der Pyramide des Cestius neben dem Liebling seines Herzens ruhen zu können. Ein bescheidenes häusliches Leben war Alles, was er für sich wünschte. Ehrgeiz lag nicht in seiner Natur. In Privatangelegenheiten reiste er Mitte October des Jahres 1808 nach Deutschland. Er wußte nicht, daß sich nun das Wort erfüllen würde, welches er zwei Jahr früher an eine Freundin geschrieben hatte: „Indeß bin ich in Rom immer so, wie im Leben. Mit jedem Abend fällt mir ein, morgen könnte leicht ein Zufall eintreten, der dem Aufenthalte hier ein Ende brächte.“ Nicht eigentlich ein Zufall aber war es, der sich jetzt seiner Rückkehr nach Rom entgegenstellte. Es war das Schicksal des Vaterlandes, das auch auf ihn seine Hand legte. Er hatte genug sich selbst gelebt. Er hatte die Fülle des Glücks genossen. Er stand in der Reife der Bildung, nach der er gerungen hatte. Seine Bestimmung war es, daß er endlich den Gewinn dieses Bildungs- und Genußlebens für den Staat und für die Welt nutzbar mache. Ein Wirkungskreis erwartete ihn, den er nicht gesucht noch begehrt hatte. Es lag in seiner Gesinnung, daß er sich demselben nicht entzog, und es war die Probe auf den Werth seiner Bildung, daß er ihn ehrenvoll, ja glänzend auszufüllen vermochte.